



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

PETER HEATHER

INVASION
DER BARBAREN

DIE ENTSTEHUNG EUROPAS IM
ERSTEN JAHRTAUSEND NACH CHRISTUS

Aus dem Englischen
von Bernhard Jendricke, Rita Seuß und Thomas Wollermann,
Kollektiv Druck-Reif

KLETT-COTTA

Die deutsche Ausgabe ist eine leicht gekürzte Fassung
des englischen Originals.

Mit 29 Abbildungen zwischen Seite 160 und 161.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Empires and Barbarians«
im Verlag Macmillan, London

© 2009 by Peter Heather

Für die deutsche Ausgabe

© 2011, 2019 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Schutzumschlag: Rothfos und Gabler, Hamburg

Unter Verwendung des Bildes »Der Kampf auf der Brücke« von Arnold Böcklin

Foto: akg-images/Erich Lessing

Gesetzt aus der Bembo BQ von Kösel Media GmbH, Krugzell

Gedruckt und gebunden von C.H. Beck, Nördlingen

ISBN 978-3-608-96426-4

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

INHALT

Vorwort	11
Prolog	14
 1 MIGRANTEN UND BARBAREN	 19
Die Besiedlung Europas	21
Die große Migrationsdebatte	29
Migration und Invasion	38
 2 DIE GERMANEN UND DIE GLOBALISIERUNG	 50
Der Wandel im germanischen Europa	51
Krieger, Könige und soziale Ungleichheit	65
Die Rom-Connection	80
Globalisierung	96
 3 NICHT ALLE WEGE FÜHREN NACH ROM	 98
Von der Ostsee bis ans Schwarze Meer	99
Migration und die Germanen	122
Räuber unterwegs	144
 4 MIGRATION UND GRENZKOLLAPS	 146
»Der ehemalige Soldat«	148
Völker in Bewegung	165
Kampf ums Überleben	178

5 DIE HUNNEN KOMMEN	194
»Die Saat des ganzen Verderbens«	195
Kommen und Gehen an der Donau	207
Identität im Hunnenreich	212
Migration und Hunnenreich	227
6 FRANKEN UND ANGELSACHSEN: ELITETRANSFER ODER »VÖLKERWANDERUNG«?	247
Eliten und Massen	248
Die Franken und das römische Gallien	281
Massenmigration und Statusdemonstration	301
7 EIN NEUES EUROPA	305
Das Imperium fällt	307
Die neue Ordnung	328
Systemkollaps und die Geburt Europas	347
8 DIE ENTSTEHUNG DES SLAWISCHEN EUROPA	350
Auf der Suche nach den Slawen	351
Die Slawisierung Europas	361
Die Migration und die Slawen	380
Migration und das slawische Europa	405
9 DIE WIKINGER IN DER DIASPORA	411
Die Wikinger und der Westen	412
Russlands Wikinger	423
Migrationsströme	437
Die skandinavische Expansion	452
Migration und Entwicklung	461

10 DIE ERSTE EUROPÄISCHE UNION	467
Politik und Entwicklung	469
Der Aufstieg des Staates	499
Zentrum und Peripherie	514
 11 DAS ENDE DER MIGRATION UND DIE GEBURT EUROPAS	 518
Migration	519
Migration und Entwicklung	536
Das dritte Newtonsche Gesetz der imperialen Herrschaft	551
 KARTEN	 555
 ANMERKUNGEN	 580
 BIBLIOGRAPHIE	 627
Primärquellen	627
Sekundärliteratur	630
 ABBILDUNGSNACHWEIS	 650
 REGISTER	 651

VORWORT

An diesem Buch habe ich sehr lange gearbeitet. Bei Unterzeichnung des Verlagsvertrags war mein Sohn William noch nicht geboren. Wenn das Buch erscheint, wird er die Mittlere Reife ablegen, also sechzehn Jahre alt sein. Es hat auch deshalb so lange gedauert, weil ich gleichzeitig mit anderen Dingen beschäftigt war. Aber dieses Projekt nahm allein vier Freisemester und damit mehr Zeit in Anspruch, als ich je zuvor auf irgendetwas verwendet habe. Vielleicht kann man daran ermessen, wie schwierig die Aufgabe war, die ich mir gestellt hatte. Zeitlich und räumlich ist mein Thema weit gespannt und umfasst ein breites Spektrum unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen. Ich erhebe keineswegs den Anspruch, sie alle bis ins Letzte zu beherrschen. Daher bin ich dankbar, dass die Forschungsergebnisse führender Wissenschaftler insbesondere im Bereich der slawischen Geschichte und Archäologie auch in westeuropäischen Sprachen vorliegen. Auf diese und viele andere Fachgebiete habe ich mich gestürzt, obwohl jeder vernünftige Mensch die Finger davon gelassen hätte. Das ist der zweite Grund, warum ich so lange gebraucht habe.

Die vergleichende Auseinandersetzung mit so vielen unterschiedlichen Disziplinen ist jedoch grundlegend für die Konzeption dieses Buches. Ursprünglich wollte ich die Transformationsprozesse des barbarischen Europa im 1. Jahrtausend aus zwei unterschiedlichen Perspektiven beschreiben. Zum einen sah ich zwischen den Entwicklungsmustern germanischer Gesellschaften am Rand des römischen Weltreichs in der ersten Hälfte des 1. Jahrtausends und denen slawischer Gesellschaften am Rand des Fränkischen und des Byzantinischen Reiches in dessen zweiter Hälfte große Ähnlichkeiten. Das konnte kein Zufall sein. Zum anderen fand ich, dass bestimmte neuere Forschungsansätze die in der Vergangenheit stark überbetonte barbarische Migration viel zu entschieden ablehnten und damit die Bedeutung dieses Phänomens allzu sehr in den Hintergrund drängten. Mir schien es sinnvoll, die Migration des 1. Jahrtausends im Licht neuerer, sehr viel besser dokumentierter Migrationen zu betrachten. Daraus entstand schließlich das Konzept des vorliegenden Buches. Die vergleichende Migrationsforschung öffnete mir die Augen dafür, dass erstens die Migrationsmuster und -formen in der Regel eng an die gängigen Grundmuster der

sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung gekoppelt und zweitens oft entscheidend durch den politischen Kontext geprägt sind. Anders gesagt: Die beiden Stränge meines ursprünglichen Ansatzes zum barbarischen Europa des 1. Jahrtausends waren keineswegs getrennte, sondern eng aufeinander bezogene Aspekte eines umfassenderen Transformationsprozesses. Form und Verlauf der Migration der Barbaren im 1. Jahrtausend wurden maßgeblich durch die sozioökonomischen und politischen Transformationen der Gesellschaften des barbarischen Europa und ihrer Interaktion mit den imperialen Mächten ihrer Zeit bestimmt. So lautet die Kernthese meines Buches. Es bleibt freilich dem Urteil des Lesers überlassen, ob die Vorzüge einer solchen Methode die zwangsläufigen Defizite im Detail aufwiegen.

Im Übrigen möchte ich all jenen danken, die mir bei diesem Projekt über die langen Jahre hinweg zur Seite gestanden haben. Meinem Aufenthalt an der Universität Yale, Fachbereich Altphilologie und Geschichte, von 1999 bis 2000 verdanke ich meine Kenntnisse über die Grundmuster der modernen Migration. Im Herbst 2004 gewährte mir der britische Arts and Humanities Research Council (AHRC) ein weiteres Forschungssemester und somit insgesamt acht Monate, in denen ich die meisten späteren Kapitel dieses Buches schrieb. Einen Teil dieser Zeit verbrachte ich in der äußerst angenehmen Atmosphäre von Dumbarton Oaks in Washington, wo man, umgeben von zahllosen Büchern und in anregender Gesellschaft, so wunderbar arbeiten kann. Mein aufrichtiger Dank gilt dem Direktor und den Kuratoren für die Zuerkennung eines Forschungsstipendiums im Wintersemester 2004. Ein kleineres Stipendium im Rahmen des Projekts »Migration und Diaspora« des AHRC erlaubte mir im Frühjahr und Sommer 2005 die Durchführung eines Seminars zur Migration im 1. Jahrtausend, das für mich – und hoffentlich auch für die anderen Teilnehmer – sehr fruchtbar war.

Die speziellere akademische Schuld, die ich in den vergangenen sechzehn Jahren angehäuft habe, ist gewaltig, aber ich kann nicht jedem Einzelnen danken. Am Anfang meiner Beschäftigung mit dem Thema hatte ich das Glück, zur Teilnahme an einer Untergruppe des Projekts »Transformation der römischen Welt« eingeladen zu werden, das die European Science Foundation finanzierte. Hier habe ich viel gelernt, und ich vermag nicht einmal ansatzweise darzulegen, wie viel ich dem regen Gedanken- und Informationsaustausch verdanke, der mir auch in der Folgezeit zugute kam. Besonders danken möchte ich Przemysław Urbańczyk, der mich nach Polen lud, wo ich meine Kenntnisse der frühmittelalterlichen Slawen über mein damals doch sehr oberflächliches Niveau hinaus vertiefen konnte. Ich danke allen, die dazu beitrugen, dass das

vom AHRC finanzierte Seminar zum Thema Migration zu einer solch anregenden und angenehmen Erfahrung wurde. Von den zahlreichen Kollegen, die mir auf die eine oder andere Weise ihre Gedanken und Publikationen zuteil werden ließen, danke ich insbesondere Paul Barford, Andrzej Buko, James Campbell, David Dumville, Guy Halsall, Wolfgang Haubrichs, Lotte Hedeager, Agnar Helgason, Christian Lübke, Walter Pohl, Mark Shchukin, Mark Thomas, Bryan Ward-Perkins, Mike Whitby, Mark Whittow, Chris Wickham, Ian Wood und Alex Woolf. Diese Aufzählung ist alles andere als vollständig, sie soll nur symbolisch die große intellektuelle Schuld verdeutlichen, in der ich stehe.

Schließlich danke ich meiner Lektorin Georgina Morley, meinen Korrektoren Sue Phillpott und Nick de Somogyi sowie meiner Projektmanagerin Tania Adams. Ich habe ihnen das Leben wahrlich nicht leicht gemacht. Sie alle haben einen großen Beitrag zu diesem Buch geleistet, und ich bin dankbar für alles, was sie an Unstimmigkeiten, Fehlern und unglücklichen Formulierungen entdeckt und verbessert haben. Alle noch vorhandenen Fehler gehen natürlich allein auf mein Konto. Mein Dank gilt auch Neil McLynn und anderen Freunden und Kollegen, die meine verschiedenen Entwürfe gelesen haben. Ich danke ihnen für ihre Geduld, ihre ermunternden Worte und ihre Hilfe. Und wie stets schulde ich meiner Familie unendlichen Dank für ihre Geduld in den vergangenen Monaten. Bongo und Tookey nahmen klaglos hin, dass ich nicht mit ihnen gespielt habe, und William und Nathaniel haben mir meine Zerstreutheit und schlechte Laune großherzig vergeben. Vor allem jedoch danke ich Gail, die neben ihrer logistischen und emotionalen Unterstützung gleichfalls lange und unermüdlich an der Fertigstellung dieses Buches mitwirkte. Ich stehe unermesslich in ihrer Schuld, doch unermesslich ist auch meine Dankbarkeit und die Liebe, die ich zu ihr empfinde.

PROLOG

Im Sommer des Jahres 882 nahmen Zwentibald, Herzog der Mähren, und seine Männer nahe der Großen Ungarischen Tiefebene, wo zwischen Alpen und Karpaten die Donau fließt, Werinher, »den mittleren der drei Söhne des Engischalk, und ihren Verwandten Graf Wezilo gefangen und schnitten ihnen die rechte Hand ab, die Zunge und – schrecklich, dies zu berichten – die Geschlechtsteile, so dass keine Spur mehr von [den Geschlechtsteilen] übrig blieb«. Vor dem Hintergrund der europäischen Geschichte des 1. Jahrtausends n. Chr. sind zwei Aspekte dieses Vorfalles bemerkenswert.

Erstens sprachen die Mähren Slawisch. Mähren lag nördlich der Donau etwa im Gebiet der heutigen Slowakei. Aus unserer Sicht scheint nichts Besonderes daran zu sein, dass dieser Teil Mitteleuropas von Slawisch sprechenden Menschen beherrscht wurde. Das ist schließlich heute noch so. Zu Beginn des 1. Jahrtausends und in den folgenden 500 Jahren jedoch wurden die Slowakei und weite Teile der benachbarten Gebiete von Germanisch sprechenden Menschen dominiert. Woher also waren die slawischsprachigen Mähren gekommen?

Zweitens ist der Vorfall an sich schon erstaunlich. Trotz der Tatsache, dass ein nichtmährischer, fränkischer Geschichtsschreiber davon erzählt und trotz der entsetzlichen Verstümmelungen äußert sich unsere Quelle nicht unfreundlich über die Slawen. Für die Mähren, so wird berichtet, war diese drastische Maßnahme Präventivschlag und Racheakt zugleich. Sie rächten sich für die ungerechte Behandlung, die ihnen durch Werinhers Vater Engischalk und seinen Onkel Willihelm widerfahren war, als die beiden auf der fränkischen Seite der Grenze das Kommando führten. Es war aber auch ein Präventivschlag, da die Mähren verhindern wollten, dass Engischalks Söhne das Amt, das ihr Vater innegehabt hatte, einem neuen Bevollmächtigten entrissen. Die Mähren waren grausam, zweifellos, aber sie waren keine blindwütig losschlagenden Barbaren, so dass selbst ein fränkischer Kommentator hinter ihrer Brutalität eine klar umrissene und schlüssige Absicht erkennen konnte. Sie wollten ihren Teil der Grenze ihren Vorstellungen entsprechend verwaltet wissen. Archäologische Funde verdeutlichen, was damit gemeint sein könnte. Ende des 1. Jahr-

tausends war Mähren das erste slawische Reich von ansehnlicher Größe und Stabilität, und seine materiellen Hinterlassenschaften sind beeindruckend. In der einstigen Hauptstadt Mikulčice entdeckte man bei Ausgrabungen massive steinerne Umfassungsmauern und die Überreste einer eindrucksvollen Kathedrale. Mit ihrer Grundfläche von 400 Quadratmetern übertraf sie alles, was zu dieser Zeit anderswo gebaut wurde, selbst in den Regionen Europas, die vermutlich damals technisch fortschrittlicher waren.¹ Betrachtet man das 1. Jahrtausend als Ganzes, ist all dies ungeheuer faszinierend. Denn noch zur Zeitenwende dominierten in Mähren germanischsprachige Gruppen, die meist in kleinen Stammesfürstentümern organisiert waren und nie etwas Bedeutenderes errichteten als Holzhütten mittlerer Größe.

Der Vorfall an der mährischen Grenze Ende des 9. Jahrhunderts illustriert somit das Problem, um das es in diesem Buch geht: die grundlegende Transformation des barbarischen Europa im 1. nachchristlichen Jahrtausend. »Barbarisch« wird hier und im Folgenden in einem sehr spezifischen Sinne verwendet, der nur einen Teil der Bedeutung des griechischen *barbaros* umfasst. Denn für die Griechen und später auch für die Römer war »barbarisch« meist gleichbedeutend mit »minderwertig«, und zwar in sämtlichen Lebensbereichen, von der Moral bis zu den Tischsitten. »Barbarisch« bedeutete das Entgegengesetzte, das »Andere«, das Gegenbild zum zivilisierten, im Römischen Reich geeinten Mittelmeerraum. Ich verwende den Begriff jedoch nur in einem engeren, von moralischen Konnotationen freien Sinn: das barbarische Europa als die nicht-römische Welt des Ostens und des Nordens. Denn trotz der erstaunlichen Kultiviertheit, die der Mittelmeerraum in allen Bereichen von der Philosophie bis zur Technik entwickelt hatte, war dies auch eine Welt, die nichts dabei fand, rein zur Unterhaltung Menschen von wilden Tieren zerfleischen zu lassen. Daher fiel es mir ohnehin schwer, das römische Europa mit dem nicht-römischen anhand moralischer Kriterien auch nur ansatzweise zu vergleichen.

Die europäische Landschaft bot zur Zeit von Christi Geburt ein Bild extremer Gegensätze. Im Mittelmeerraum, unter der Herrschaft des Römischen Reiches erst kurz zuvor geeint, war eine politisch, wirtschaftlich und kulturell hochentwickelte Zivilisation entstanden – mit Philosophie, Bankenwesen, Berufssarmeen, Literatur, eindrucksvollen Bauwerken und einem System der Müllentsorgung. Abgesehen von kleineren Gebieten westlich des Rheins und südlich der Donau, wo man allmählich anfang, einen mediterranen Lebensstil zu entwickeln, war das übrige Europa von bäuerlichen Bevölkerungen bewohnt, die Subsistenzwirtschaft betrieben und kleine politische Einheiten bildeten. Ein Großteil dieses Europa wurde von germanischsprachigen Gruppen

beherrscht, die zwar auch Werkzeuge und Waffen aus Eisen besaßen, das meiste aber aus Holz fertigten, über so gut wie keine Schriftkultur verfügten und nicht in Stein bauten. Je weiter man nach Osten kam, desto primitiver wurde alles: noch weniger Eisenwerkzeuge, eine noch geringere landwirtschaftliche Produktivität und eine noch geringere Bevölkerungsdichte. Die Römer im Mittelmeerraum waren die beherrschende Macht des westlichen Eurasien, die das unentwickelte Hinterland im Norden unter ihrer Kontrolle hatten.

Tausend Jahre später hatte sich diese Welt grundlegend verändert. In einem Großteil des barbarischen Europa dominierten jetzt Slawisch sprechende anstelle von Germanisch sprechenden Menschen, und in anderen Gebieten hatten germanischsprachige Gruppen die Römer und Kelten verdrängt. Aber auch die mediterrane Vorherrschaft war gebrochen. Im einstigen nördlichen Hinterland waren größere und stabilere politische Gemeinwesen entstanden, wie das Beispiel der Mähren zeigt. Doch nicht nur politisch, auch kulturell hatte der Mittelmeerraum seine Vorherrschaft eingebüßt. Bis zum Jahr 1000 hatte sich viel von der mediterranen Kultur – nicht zuletzt das Christentum, die Schriftkultur und die Steinarchitektur – nach Norden und Osten ausgebreitet, was zu einer größeren Homogenität der politischen und kulturellen Strukturen in ganz Europa führte. Das barbarische Europa war nicht mehr barbarisch.

Die überragende Bedeutung dieser massiven Machtverlagerung manifestiert sich schon darin, dass viele Länder des modernen Europa ihre historischen Wurzeln auf politische Gemeinwesen zurückführen, die irgendwann zwischen Mitte und Ende des 1. Jahrtausends entstanden. Diese Herleitung erscheint manchmal allzu gezwungen, doch kaum eine europäische Nation könnte ihren Gründungsmythos in die Zeit von Christi Geburt oder noch weiter zurück datieren. In einem sehr grundsätzlichen Sinn sind die politischen und kulturellen Transformationen des 1. Jahrtausends tatsächlich die Geburtswehen des modernen Europa, denn dieses Europa ist weniger ein geographisches als vielmehr ein kulturelles, wirtschaftliches und politisches Gebilde. Geographisch gesehen ist es bloß der westliche Teil der großen eurasischen Landmasse. Seine eigentliche historische Identität jedoch verdankt Europa der Entstehung von Gesellschaften, die auf politischer, wirtschaftlicher und kultureller Ebene so intensiv miteinander kommunizierten, dass sich signifikante Gemeinsamkeiten entwickeln konnten. Und dass solche Gemeinsamkeiten überhaupt entstehen konnten, war eine unmittelbare Folge der Transformation des barbarischen Europa im 1. Jahrtausend.

Aufgrund seiner überragenden Bedeutung für die Entstehung von Nationen und Regionen hat das 1. Jahrtausend Wissenschaftler seit jeher in seinen Bann

gezogen. Es kursieren allerlei Versionen über den Ursprung der verschiedenen Nationen, und seit Einführung der allgemeinen Schulpflicht gibt es wohl nur wenige Europäer, die nicht zumindest mit den Grundzügen der Sage vom Entstehen ihrer Nation einigermaßen vertraut sind. Doch genau an diesem Punkt wird es problematisch.

Bis vor kurzem neigten Forschung und Öffentlichkeit dazu, den Einwanderern unterschiedlicher Art, die an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeitpunkten des 1. Jahrtausends auftauchten, eine Hauptrolle zuzuschreiben. Mitte des 1. Jahrtausends zerstörten germanischsprachige Einwanderer das Römische Reich und gründeten eine Reihe von Nachfolgereichen. Ihnen folgten weitere Germanen und vor allem Slawen, deren Aktivitäten dem Nationenpuzzle Europas weitere Teile hinzufügten. Gegen Ende des Jahrtausends traten dann auch noch Einwanderer aus Skandinavien und der osteuropäischen Steppe auf den Plan. Auch wenn zuweilen erbittert über manche Details gestritten wurde, bezweifelte niemand auch nur ansatzweise, dass die Massenmigration von Männern und Frauen, Alten und Jungen bei der Entstehung Europas eine entscheidende Rolle gespielt hat.

Seit einer Generation jedoch besteht unter Forschern in diesen Fragen kein Konsens mehr, denn es hat sich gezeigt, dass diese Ansätze allzu vereinfachend sind. Bisher gibt es noch keine neue Überblicksdarstellung, aber in einer Vielzahl von Arbeiten wurde die Bedeutung der Migration für die Herausbildung zumindest einiger Vorläufer der heutigen Nationen Europas entscheidend relativiert. So gehen inzwischen viele Historiker davon aus, dass es überhaupt keine massenhafte Migration gab, sondern dass sich immer nur wenige Menschen auf Wanderung begaben. Während man früher von großen sozialen Gruppen ausging, die zielstrebig durch Europa zogen, sind heute viele Experten überzeugt, dass sich hinter dem kulturellen Banner der Wenigen, die tatsächlich auf Wanderung waren, viele andere sammelten und sich dadurch eine neue Gruppenidentität herausbildete. Wichtiger als jede Migration waren für die Neuordnung des barbarischen Europa in den 1000 Jahren seit Christi Geburt jedoch die inneren wirtschaftlichen, sozialen und politischen Wandlungsprozesse. Das versuche ich in diesem Buch zu zeigen.

Invasion der Barbaren möchte die fehlende Überblicksdarstellung zur Entstehung Europas liefern, indem es die positiven Aspekte der revisionistischen Geschichtsschreibung aufnimmt und gleichzeitig deren Fallstricken ausweicht. Wie uns der oben geschilderte Vorfall aus Mähren eindringlich vor Augen führt, spielt die Staatenbildung im bis dahin unentwickelten barbarischen Europa – das Entstehen größerer und kohärenterer politischer Gebilde – in der

Geschichte des 1. Jahrtausends n. Chr. eine mindestens ebenso große Rolle wie die Migration. Als in der politischen Landschaft Mittel- und Nordeuropas politische Gebilde wie Mähren entstanden und sich behaupteten, war es dem zum Mittelmeerraum orientierten Römischen Reich nicht mehr möglich, die überregionale Hegemonie auszuüben, die es 1000 Jahre lang praktiziert hatte. Dennoch ist es wichtig, nicht alles über den Haufen zu werfen und von ständig sich wandelnden Identitäten und einer geringen Zahl von Migranten auszugehen. Es geht mir nicht darum, die Bedeutung der Migration von mitunter sogar recht großen Gruppen zu bestreiten, sondern ihre verschiedenen Grundmuster im Zuge der Transformation des barbarischen Europa zu erörtern.

Mein Anliegen erschöpft sich nicht darin, die Bedeutung von Massenmigrationen im Kontext der anderen Phänomene des 1. Jahrtausends hervorzuheben. Vielmehr möchte ich zeigen, dass dem breiten Bild der Transformation des barbarischen Europa so etwas wie eine einheitliche Feldtheorie zugrunde liegt. Beim Prozess der Staatenbildung wie der Migration in all ihren Formen handelt es sich nicht um zwei verschiedene Arten der Transformation, sondern um verschiedene Reaktionen auf ein und dieselben Impulse: die massive Ungleichheit zwischen den mehr und den weniger entwickelten Gebieten Europas zu Beginn des 1. Jahrtausends. Meiner Ansicht nach haben Staatenbildung und Migration zur Beseitigung dieser Ungleichheit entscheidend beigetragen. Es sind eng miteinander verwandte Phänomene, die der Dominanz des Mittelmeerraums ein Ende setzten und den Grundstein für die Entstehung des modernen Europa legten.

KAPITEL 1

MIGRANTEN UND BARBAREN

Im April 1994 flohen rund 250 000 Menschen aus Ruanda im östlichen Zentralafrika ins benachbarte Tansania, im Juli suchten eine Million Ruander Schutz in Zaïre. Sie alle flüchteten vor einer Welle blutiger Gewalt, ausgelöst durch einen der folgenreichsten Mordanschläge der jüngeren Geschichte. Am 6. April 1994 waren der ruandische Präsident Juvénal Habyarimana und sein burundischer Amtskollege Cyprien Ntaryamira ums Leben gekommen, als ihre Maschine beim Landeanflug auf die ruandische Hauptstadt Kigali von zwei Raketen getroffen wurde. Damit waren die beiden wichtigsten moderaten Politiker in der Region zum Schweigen gebracht worden. Andere Gemäßigte in der ruandischen Regierung, Verwaltung und Justiz wurden ebenfalls ausgeschaltet, und in den Städten und auf dem Land begann das Morden. Nach einer Schätzung der Vereinten Nationen kamen allein im April 100 000 Menschen gewaltsam ums Leben, insgesamt vermutlich rund eine Million. Männer, Frauen und Kinder retteten nicht mehr als das nackte Leben und standen plötzlich ohne Hab und Gut, ohne Zugang zu Nahrung und sauberem Trinkwasser da. Die Folgen waren vorhersehbar: Im ersten Monat der Massenflucht nach Zaïre starben 50 000, insgesamt fast 100 000 Menschen – ein Zehntel aller Flüchtlinge – an Cholera und Ruhr.

In der jüngeren Geschichte ist Ruanda lediglich das dramatischste Beispiel dafür, wie politische Konflikte Migrationsbewegungen in Gang setzen können. Nicht lange nach dem Blutvergießen in Ruanda flohen 750 000 Kosovo-Albaner aus dem ehemaligen Jugoslawien vor der eskalierenden Gewalt in benachbarte Länder. Die Massenflucht vor einer Gefahr ist jedoch nur eine Form der Migration. Weit mehr Menschen kehren ihrer Heimat den Rücken, um in einem »reicheren« Land bessere Lebensbedingungen zu finden. In den 1980er Jahren wanderten 200 000 der rund 3,5 Millionen Iren aus, meist in wirtschaftlich dynamischere Länder Europas. Allerdings kehrten mit dem wirtschaftlichen Aufschwung in Irland viele von ihnen wieder zurück, und zwischenzeitlich wurde Irland selbst zu einem Hauptziel für Arbeitsmigranten. Noch

dramatischer ist die wirtschaftlich motivierte Migration aus Ländern mit einem niedrigen Lebensstandard. Arbeitsmigranten aus Schwarzafrika findet man heute weltweit in hoher Zahl: jeweils 15 Millionen im Nahen Osten, in Süd- und Südostasien sowie in Nordamerika, weitere 13 Millionen in Westeuropa. Ursache hierfür ist die eklatante Ungleichheit bei der Verteilung des Reichtums. Das Durchschnittseinkommen in Bangladesch beispielsweise beträgt ein Hundertstel dessen, was in Japan Standard ist. Ein Bangladeschi, der in Japan für die Hälfte des dortigen Durchschnittslohns arbeitet, verdient somit in nur zwei Wochen genauso viel wie in Bangladesch in zwei Jahren. Aufgrund politischer Gewalt und wirtschaftlicher Ungleichheit ist heute die Migration ein weltweites Problem.

In der Vergangenheit war es nicht viel anders. »Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte der Migration«¹ – eine Plattitüde, aber wie die meisten Plattitüden im Großen und Ganzen zutreffend. Nach heutigen Erkenntnissen entwickelten sich dank einer vorteilhaften Umwelt auf dem afrikanischen Kontinent verschiedene Hominidengattungen, die ihre durch höhere Intelligenz erworbene Anpassungsfähigkeit nutzten, um fast sämtliche Landstriche auf unserem Planeten zu besiedeln. Im Grunde ist die ganze Welt mit den Nachkommen von Einwanderern und Asylsuchenden bevölkert.

Auch die Geschichte des vergangenen Jahrtausends ist von zahlreichen Migrationsbewegungen geprägt. Manche sind erstaunlich gut dokumentiert, insbesondere die aus Europa. Ohne Immigranten wären die heutigen Vereinigten Staaten gar nicht vorstellbar. Zwischen 1820 und 1940 wanderten fast 60 Millionen Europäer aus, davon 38 Millionen allein nach Nordamerika. Bis heute wandern vor allem Menschen aus Lateinamerika in die Vereinigten Staaten ein, so dass die Geschichte der US-amerikanischen Immigration noch lange nicht abgeschlossen ist. Im 16. Jahrhundert emigrierten eine viertel Million Spanier in die Neue Welt, weitere 200 000 kamen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Zur selben Zeit überquerten 80 000 bzw. eine halbe Million Briten den Atlantik in Richtung Nordamerika. Für noch frühere Jahrhunderte gibt es zwar nur bruchstückhafte Belege, aber zweifellos war die Migration in allen Epochen ein bedeutsames Phänomen. So zogen im 12. Jahrhundert 200 000 germanischsprachige Bauern über die Elbe nach Osten, um in Holstein, im westlichen Brandenburg und in den sächsischen Marken zu siedeln.²

DIE BESIEDLUNG EUROPAS

Dieses Buch handelt von einer noch fernerer Epoche, dem Europa des 1. Jahrtausends n. Chr., einer Welt zwischen Geschichte und Vor- und Frühgeschichte. Erschließen lässt sie sich teils durch schriftliche Quellen, teils mit Hilfe der materiellen Relikte, die von den Archäologen erforscht werden. Bandbreite und Verschiedenartigkeit der historischen Zeugnisse stellen die Forschung vor besondere Herausforderungen, dennoch besteht kein Zweifel, dass es während der 1000 Jahre nach Christi Geburt in Europa Migranten aller Art gegeben hat. In den ersten beiden Jahrhunderten n. Chr. zogen Römer nach Norden, um die Segnungen des Stadtlebens und die Zentralheizung nach Westeuropa zu bringen. Doch es ist die Migration der sogenannten Barbaren von jenseits der Grenzen des Römischen Reiches, die lange als ein wesentliches Merkmal des 1. Jahrtausends galt.

Wer waren diese Barbaren, wo und wie lebten sie zur Zeit von Christi Geburt?

Das barbarische Europa

Zu Beginn des 1. Jahrtausends erstreckte sich das römisch dominierte, von römischen Legionen besetzte Europa grob vom Mittelmeer nach Norden bis zur Donau und ostwärts bis zum Rhein. Jenseits dieser Grenzen lebten die Barbaren in Teilen der europäischen Mittelgebirge und in weiten Teilen der Nord-europäischen Tiefebene, dem größten der vier großen Landschaftsräume Europas (Karte 1, Abb. 1). Zwar teilen diese ausgedehnten Gebiete ihre geologische Struktur mit den typischen schweren Lehm Böden, aber ausgeprägte Unterschiede im Klima und folglich in der Vegetation und der Fruchtbarkeit der Böden verhinderten, dass sie für die landwirtschaftliche Nutzung allorts gleich gut geeignet waren. In den westlichen Regionen, insbesondere im südlichen Großbritannien, in Nordfrankreich und in den Benelux-Ländern, herrscht ein atlantisches Klima mit milden, feuchten Wintern und eher kühlen Sommern mit reichlich Regen. Die mittleren und östlichen Teile der Nordeuropäischen Tiefebene haben ein eher kontinentales Klima mit kälteren Wintern und heißeren, trockeneren Sommern. Nach Osten hin sinken die winterlichen Durchschnittstemperaturen, während die sommerlichen Regenfälle nach Südosten hin abnehmen. Historisch gesehen hatte das enorme Auswirkungen auf die Landwirtschaft, insbesondere vor Beginn der Neuzeit, als die landwirtschaftlichen Techniken noch nicht so ausgereift waren. Im Südosten, selbst in der für ihre fruchtbare schwarze Erde bekannten Region der Ukraine,

waren die Ernteerträge infolge der spärlichen sommerlichen Regenfälle nur gering; Siedlungen wurden bevorzugt in Flusstälern errichtet. Im Norden und Osten dagegen war die winterliche Kälte ein großes Hindernis. Hier trat an die Stelle der Laub- und Mischwälder – in den meisten Regionen der Tiefebene die natürliche Vegetation – die Taiga mit reinen Nadelwäldern bzw. die arktische Tundra (Abb. 3). Die Nordgrenze der Mischwaldzone markiert das Ende jenes europäischen Landschaftsraums, in dem sich in ferner Vergangenheit genügend Humus gebildet hatte, so dass normaler Ackerbau oder eine entsprechend angepasste Form davon möglich war.

Zu Beginn des 1. Jahrtausends n. Chr. war ein Großteil der Nordeuropäischen Tiefebene noch dicht bewaldet und Nordeuropa weit davon entfernt, sein volles landwirtschaftliches Potential auszuschöpfen. Das lag nicht allein an den Wäldern, sondern auch am Boden. Die potentiell höchst ertragreichen Lehm Böden der Nordeuropäischen Tiefebene erforderten schwere Pflüge, die nicht nur Furchen zogen, sondern das Erdreich wendeten, damit die Nährstoffe im Unkraut und in den Getreideresten vom Boden aufgenommen werden und der nächsten Wachstumsperiode zugute kommen konnten. Im Früh- und Hochmittelalter wurde dieses Problem durch die *carruca* gelöst, den vierrädrigen eisenbeschlagenen Pflug, der von bis zu acht Ochsen gezogen wurde. Zu Beginn des Jahrtausends jedoch waren die meisten Barbaren zu kaum mehr in der Lage, als buchstäblich an der Oberfläche zu kratzen. So erreichte der Ackerbau bei den Bewohnern der Tiefebene bestenfalls das Niveau der Subsistenzwirtschaft, und die Bevölkerung war auf isolierte, kultivierte Inseln inmitten eines Meeres aus Grün verteilt.

Mediterrane Kommentatoren waren stets viel stärker an sich selbst als an den barbarischen »Anderen« jenseits der Grenze interessiert, aber selbst sie erkannten, dass es, je weiter man nach Westen kam, immer mehr dieser urbar gemachten Inseln und eine entsprechend dichtere Besiedlung gab. Sie teilten die barbarischen Bewohner der Nordeuropäischen Tiefebene in Germanen und Skythen ein. Zuvor hatte es dort auch Kelten – *Keltoi* – gegeben, aber das ehemals keltisch dominierte westliche und mittlere Südeuropa war größtenteils der römischen Expansion zum Opfer gefallen. So befanden sich diese Gebiete schon zu Beginn des 1. Jahrtausends auf einem nichtbarbarischen Entwicklungsweg, der ihnen die lateinische Sprache, Stadtgründungen und die Müllentsorgung brachte. Archäologische Funde lassen vermuten, dass die neue Grenzziehung des von Rom beherrschten Europa kein bloßer Zufall war. Die materielle Kultur der Kelten ist berühmt für ihr ausgeprägtes Dekor, das insbesondere in schön gestalteten Metallarbeiten zum Ausdruck kam. Auch in ande-

ren Bereichen der materiellen Kultur zeigte sich diese Verfeinerung – unter anderem bei der technisch hochentwickelten scheibengedrehten Keramik, den solide gebauten und oft befestigten Siedlungen (den sogenannten *oppida*) und der großen Verbreitung von Eisenwerkzeug, das eine vergleichsweise ertragreiche Landwirtschaft ermöglichte.³

Im Unterschied dazu sind die materiellen Überreste germanischsprachiger Bevölkerungsgruppen desselben Zeitraums von viel geringerer Vielfalt und Kunstfertigkeit. Typische Funde aus dem germanischen Europa sind Brandbestattungen in Urnen mit nur wenigen oder keinerlei Beigaben, handgeformte statt scheibengedrehter Keramik und schlichte, kunstlose Metallarbeiten. Die Germanen kannten keine *oppida*, und die landwirtschaftlichen Erträge waren deutlich geringer. Da die Landwirtschaft im germanischen Europa geringere Überschüsse produzierte als in den benachbarten keltischen Regionen, gab es natürlich auch weniger Bedarf an Schmieden und Kunsthandwerkern zur Herstellung aufwendiger Metallarbeiten. Die Römer verfolgten zwar nie die Strategie, sich nur das keltische Europa einzuverleiben, aus erzählenden Texten über Eroberungsversuche geht jedoch hervor, dass römische Kommandeure vor Ort die minder entwickelte Ökonomie des germanischen Europa nicht für eroberungswürdig hielten. In herkömmlichen Berichten über die gescheiterten Versuche Roms, die *Germani*, wie man diese Gruppen jetzt oft nannte, zu unterwerfen, wird gern hervorgehoben, dass es den Germanen im Jahr 9 n. Chr. in der Varusschlacht gelungen war, drei römische Legionen zu vernichten. Doch die Wirklichkeit sah deutlich nüchterner aus. In den Jahren danach rächten sich die Römer bitter für diese Niederlage, was aber nicht darüber hinwegtäuschen konnte, dass die potentiellen Steuereinnahmen aus einem unterworfenen germanischen Europa weder die Kosten der Eroberung noch die der damit verbundenen Truppenstationierung aufgewogen hätten.

Folglich beließ man germanischsprachigen Bevölkerungsgruppen kurz nach Christi Geburt die Kontrolle über weite Teile Europas zwischen Rhein und Weichsel (Karte 1). Die sozialen und politischen Verbände dieser Germanen waren typischerweise klein. Tacitus im 1. und Ptolemäus im 2. Jahrhundert listen eine verwirrende Fülle von Gruppen dieser Art auf. Auch wenn sie sich auf einer Landkarte nur annäherungsweise verorten lassen, wird eines klar: Es gab so viele solcher politischer Einheiten (»Stämme«, wenn man so will, aber der Begriff impliziert zahlreiche unangebrachte Konnotationen), dass jede für sich äußerst klein gewesen sein muss.

Das ganze Gebiet war weder seit jeher noch sehr lange zuvor der Lebensraum der Germanen gewesen. Griechisch-römische Quellen besagen, dass das

germanische Europa regelmäßig an Größe zunahm, auch wenn sie kaum Details liefern, wie dies geschah. Die germanischsprachigen Bastarner zogen Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. in das Gebiet südöstlich der Karpaten und wurden zur dominierenden Kraft nordwestlich des Schwarzen Meeres. Und um die Jahrtausendwende vertrieben die germanischsprachigen Markomannen die keltischen Boier aus dem Böhmischem Becken. Wenn wir daher vom germanischen Europa sprechen, meinen wir in Wirklichkeit das germanisch *dominierte* Europa, und es gibt keinen Grund anzunehmen, dass die gesamte Bevölkerung dieses wahrlich riesigen Gebiets – das teilweise erst kurz zuvor militärisch unterworfen worden war – in ihren Glaubensvorstellungen und sozialen Gepflogenheiten kulturell homogen war oder dass alle dieselbe Sprache sprachen.⁴

»Skythen« lautete der Sammelbegriff griechisch-römischer Geographen für die Bewohner der östlichen Regionen der Nordeuropäischen Tiefebene in einem Gebiet von der Weichsel und den Ausläufern der Karpaten bis zur Wolga und zum Kaukasus (Karte 1). In den geographischen und ethnographischen Texten der Griechen wurde dieses Gebiet oft als frostige Wildnis bezeichnet, als das archetypische »Andere«, das Gegenbild zur griechischen Zivilisation. Dementsprechend schrieb man seinen Bewohnern jedes erdenkliche unzivilisierte Verhalten zu: sie würden ihren Gegnern die Augen ausstechen, sie skalpieren und ihnen die Haut abziehen, sich tätowieren und sogar Wein unverdünnt trinken. In Wahrheit umfasste dieses »skythische« Territorium eine Vielzahl unterschiedlicher Lebensräume. In den Tälern der großen Flüsse, die von den Osträndern der Nordeuropäischen Tiefebene Richtung Süden flossen, gab es fruchtbaren Boden, zumindest in den gemäßigten Zonen mit ihrer Waldsteppe. Südlich davon lag die deutlich trockenere eigentliche Steppe, deren ausgedehntes Grasland den Herden der Nomaden einen natürlichen Lebensraum bot. Weiter nach Norden und Osten nahm der Ackerbau immer mehr ab, und die Landschaft blieb den Jägern und Sammlern des Polarkreises überlassen.⁵

Von diesen Bevölkerungsgruppen spielen in unserer Geschichte der Transformation des barbarischen Europa im 1. Jahrtausend die Nomaden eine Hauptrolle, wenn auch nur indirekt, so dass ihre Welt nicht im Einzelnen erklärt zu werden braucht. Es genügt zu wissen, dass zu Beginn dieses Zeitraums nomadische Gruppen die Landstriche südöstlich der Karpaten und nördlich des Schwarzen Meeres bereits seit langem durchstreiften. Geologisch gehört diese Landschaft zur Nordeuropäischen Tiefebene, doch die spärlichen sommerlichen Regenfälle machen die Landwirtschaft unsicher oder ganz unmöglich. Östlich des Don regnet es nicht genug, um Ackerbau ohne künstliche Bewässe-

zung zu betreiben. Dieser setzte sich im Altertum in dieser Gegend nicht durch, so dass die natürliche Vegetation, das Grasland der Steppe, erhalten blieb. In einigen Flusstälern westlich des Don ist zwar ausreichend Wasser für Ackerbau vorhanden, aber diese Täler grenzen an ein ausgedehntes Territorium direkt am Schwarzen Meer, das gleichfalls Steppengebiet ist. Daher überrascht es kaum, dass die politische Herrschaft über diese Landschaft im Altertum oft zwischen nomadischen und eher sesshaften, Landwirtschaft betreibenden Bevölkerungsgruppen wechselte. Um Christi Geburt hatten hier die germanischsprachigen Bastarner und Peukiner, die im 3. Jahrhundert v. Chr. eingewandert waren, zwar immer noch die Vorherrschaft inne, sie sollten aber bald von den nomadischen Sarmaten abgelöst werden, die im 1. Jahrhundert n. Chr. in das Gebiet kamen.⁶

Nördlich der Waldsteppe sind die Ränder der Nordeuropäischen Tiefebene vorwiegend von Nadelwäldern bestanden. Aufgrund der noch niedrigeren winterlichen Durchschnittstemperaturen und der noch dünneren Humusschicht herrschen hier noch schlechtere Bedingungen für die Landwirtschaft. Diese Welt war den Menschen des Mittelmeerraums zu Beginn des 1. Jahrtausends kaum bekannt. In seiner *Germania* verortet Tacitus die Jäger und Sammler der *Fenni* (Finnen) im hohen Norden und eine weitere Gruppe, die *Veneti* oder *Venetii* (Veneder) zwischen ihnen und den germanischen Peukinern, am Rand der Karpaten:

Die Veneder haben sich viel von den sarmatischen Sitten angeeignet; denn das ganze walddreiche und gebirgige Gebiet zwischen Peukinern und Fennen durchstreifen sie auf ihren Raubzügen. Sie sollte man dennoch besser zu den Germanen zählen, weil sie sowohl Häuser bauen als auch Schilde führen und sich über den Einsatz und die Schnelligkeit ihres Fußvolks freuen.

Etwas früher hatte Plinius Ähnliches über die *Venedae* (Veneder) gehört, wie er sie nennt, aber keine weiteren Einzelheiten berichtet, und selbst der Geograph Ptolemäus im 2. Jahrhundert wusste kaum mehr über sie als einige ihrer Gruppennamen. Die Gegend war kaum weniger geheimnisvoll als das Gebiet jenseits davon, wo die Bewohner »Antlitz und Mienen von Menschen, Gestalt und Gliedmaßen dagegen von wilden Tieren« hatten.

Archäologisch ist das Bild der Bewohner dieser bewaldeten Zonen Osteuropas zur Zeit von Christi Geburt ziemlich klar. Wie aus Tacitus' Bemerkungen über die dauerhaften Siedlungen hervorgeht, waren es Ackerbauern, jedoch mit einer äußerst schlichten materiellen Kultur, die noch weniger entwickelt war als die weiter westlich im germanischen Europa. Die Überreste ihrer Keramik, Werkzeuge und Siedlungen sind so einfach und bis zur zweiten Hälfte des

1. Jahrtausends n. Chr. nahezu unverändert, dass jeder Versuch einer stilistischen oder zeitlichen Einordnung zum Scheitern verurteilt ist. Aus den archäologischen Funden ergibt sich das Bild kleiner isolierter bäuerlicher Siedlungen, die auf einem niedrigeren Subsistenzniveau als die Germanen wirtschafteten, kaum Ernteüberschüsse erzielten und keine Handelsbeziehungen zur reicheren Welt des Mittelmeerraums unterhielten. Die Frage der ethnischen und sprachlichen Identität dieser waldbewohnenden Veneder wurde in der Forschung kontrovers diskutiert, besonders ihre – angebliche – Verwandtschaft zu den slawischsprachigen Bevölkerungsgruppen, die in der europäischen Geschichte nach 500 n. Chr. eine prominente Rolle spielten. Wir werden in Kapitel 8 darauf zurückkommen, hier sei nur gesagt, dass der wahrscheinlichste Ort, an dem man um Christi Geburt Slawen oder deren unmittelbare Vorfahren vermuten darf, irgendwo unter diesen anspruchslosen bäuerlichen Populationen am östlichsten Rand der Nordeuropäischen Tiefebene ist.⁷

Es ist daher nur eine geringfügige Vereinfachung, das barbarische Europa zu Beginn unseres Zeitraums in drei Hauptzonen zu unterteilen: Am weitesten westlich und in größter Nähe zum Mittelmeer lag die am höchsten entwickelte Zone mit der größten landwirtschaftlichen Produktivität und einer materiellen Kultur, deren Keramik und Metallwaren bereits vielfältig und raffiniert gestaltet waren. Diese Region war lange Zeit von einer größtenteils keltischsprachigen Bevölkerung beherrscht worden, und ausgedehnte Gebiete waren erst kurz zuvor unter römische Oberhoheit gelangt. Weiter östlich lag das germanisch dominierte Europa mit einer weniger intensiven Landwirtschaft und infolgedessen weniger ausgeprägten materiellen Kultur. Doch sogar das germanische Europa praktizierte eine relativ intensive Landwirtschaft, verglichen mit den Waldbewohnern im Osten Europas, von deren materieller Kultur entsprechend wenig erhalten ist. An diesem kurzen Überblick ist nichts wirklich umstritten, außer vielleicht die Frage, wo die Slawen anzutreffen waren. Höchst kontrovers diskutiert wird jedoch die Rolle der Migration bei der erstaunlichen Transformation des barbarischen Europa in den folgenden 1000 Jahren.

Die Migration der Barbaren und das 1. Jahrtausend

Dass es im 1. Jahrtausend innerhalb des barbarischen Europa und darüber hinaus Wanderungsbewegungen gab, steht außer Frage. Umstritten ist jedoch, welche Rolle ihnen zuzuschreiben ist. Vor dem Zweiten Weltkrieg galt Migration für die Transformation des barbarischen Europa als ein Phänomen von überragender Bedeutung, als das Rückgrat, das dem Jahrtausend seinen unver-

wechselbaren Charakter verlieh. Germanische Wanderungsbewegungen großen Stils im 4. und 5. Jahrhundert führten zum Untergang des Weströmischen Reiches und etablierten im Norden neue sprachliche und kulturelle Strukturen. Damals zogen die Goten – über einen Zeitraum von 35 Jahren (ca. 376–411 n. Chr.) hinweg – von der Nordküste des Schwarzen Meeres mehr als 2000 Kilometer weit in drei getrennten Wellen in den Südwesten Frankreichs. Vandalen aus Mitteleuropa legten fast die doppelte Entfernung zurück und überquerten das Mittelmeer, um sich, gleichfalls in drei Wellen, in den Hauptprovinzen des römischen Nordafrika anzusiedeln. Dies dauerte 33 Jahre (ca. 406–439), einschließlich eines längeren Zwischenaufenthalts in Spanien (411–ca. 430). Im selben Zeitraum bewirkte die Ankunft angelsächsischer Einwanderer aus Dänemark und Norddeutschland auf den Britischen Inseln eine grundlegende Veränderung.

Von noch größerer Bedeutung dürfte die slawische Migration gewesen sein. Der Ursprung der Slawen ist seit jeher heftig umstritten; aber woher sie auch stammen mögen, vom 6. Jahrhundert an breiteten sich slawischsprachige Gruppen in den folgenden 200 Jahren über Mittel- und Osteuropa aus. Große Teile dieser Regionen waren zuvor von germanischsprachigen Bevölkerungsgruppen dominiert gewesen, der Aufstieg der Slawen bewirkte einen enormen kulturellen und politischen Wandel. So entstand neben den romanischen und germanischen Sprachen die dritte große Sprachzone des modernen Europa; diese Sprachgrenzen haben sich seit ihrer Entstehung kaum verschoben. Den Abschluss der Massenmigration bildeten die skandinavischen Wanderungsbewegungen im 9. und 10. Jahrhundert. Während auf Island und den Färöer-Inseln völlig neue Siedlungsgebiete erschlossen wurden, zogen die Wikinger nach Westeuropa und gründeten in England ihr Reich Danelag und auf dem Kontinent das Herzogtum der Normandie. Weiter östlich spielten erneut skandinavische Siedler eine Schlüsselrolle bei der Gründung des ersten russischen Großreichs der Kiewer Rus, das bis in die Neuzeit die Ostgrenze Europas markierte.⁸

Viele Aspekte all dieser Migrationsbewegungen waren, wie wir in den folgenden Kapiteln sehen werden, seit jeher höchst umstritten, was sich so schnell nicht ändern wird. Europäische Historiker waren sich bis 1945 lediglich darin einig, dass die Migration der Barbaren für Europa im 1. Jahrtausend eine prägende Rolle spielte. Die Migranten des 1. Jahrtausends wurden als diejenigen betrachtet, die die drei großen Sprachräume des heutigen Europa schufen. Sie galten aber auch als verantwortlich für die Schaffung so langlebiger, großräumiger politischer Gebilde wie England, Frankreich, Polen und Russland, ganz zu schweigen von all den slawischen Staaten, die sich im 19. und 20. Jahrhundert

mühsam ihre Befreiung aus den Vielvölkerreichen erkämpften. In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen führten erstaunlich viele europäische Nationalstaaten ihren Ursprung auf Migranten des 1. Jahrtausends zurück. Diese Sicht der Vergangenheit wird in der Forschung heute als »Große Erzählung« bezeichnet. Unterschiedliche Positionen zu Detailfragen blieben letztlich unerheblich. Entscheidend war, dass so viele Bevölkerungsgruppen im modernen Europa ihre Eigenheit in einem Geschichtsverlauf begründet sahen, der bis zu einer Wanderungsbewegung irgendwann in jenem Jahrtausend zurückreichte.⁹

Fester Bestandteil dieser Großen Erzählung war eine bestimmte Vorstellung vom Wesen der Bevölkerungsgruppen, die sich auf den Weg gemacht hatten. Viele Migrationsbewegungen waren in den Quellen schlecht dokumentiert, manche gar nicht. In den Quellen ist bisweilen von großen kompakten Verbänden aus Männern, Frauen und Kindern die Rede, die gezielt von einem Siedlungsraum zum nächsten gezogen seien. Diese Deutung fand starken Widerhall. Da die Migrantengruppen als der Beginn von etwas Großem galten – als Gemeinschaften mit einer langen Zukunft fortdauernder Unverwechselbarkeit, die unweigerlich zur Entstehung der Nationen im modernen Europa geführt habe –, lag es nahe, diese Sicht pauschal auf alle zu übertragen. So wurden sämtliche Migrantengruppen des 1. Jahrtausends als große, kulturell unverwechselbare und biologisch sich selbst reproduzierende Bevölkerungsgruppen angesehen, die – erfreulich unberührt vom Wanderungsprozess an sich – von Punkt A auf der Landkarte nach Punkt B zogen, ob es dafür Belege gab oder nicht. Diese fernen Vorfahren mussten so zahlreich und so unverwechselbar sein, dass sich mit ihnen die Existenz ihrer vielen und nunmehr politisch selbstbewussten Nachfahren der modernen Zeit erklären ließ. Eine gute Analogie für diesen Migrationsprozess ist die Bewegung der Kugeln auf einem Billardtisch: Ein Impuls bringt die Kugeln dazu, von einem Bereich des Tisches zu einem anderen zu rollen – meist wurde Übervölkerung als Ausgangspunkt der Wanderung vermutet –, aber jede einzelne Kugel ist immer noch dieselbe, wenn ihre Bewegung endet, auch wenn sie jetzt an einer anderen Stelle liegt. Diese Auffassung galt insbesondere für germanische Gruppen, die an den Wanderungsbewegungen vom 4. bis zum 6. Jahrhundert beteiligt waren, aber auch für Slawen und Skandinavier. Heutige slawische Bevölkerungsgruppen wie die Serben, Kroaten und Slowenen führten ihre Geschichte auf kohärente Migrationspopulationen des 1. Jahrtausends zurück.¹⁰

Diese Große Erzählung über das 1. Jahrtausend war selbst Teil einer noch größeren Erzählung, die die gesamte Besiedlung Europas in prähistorischer

Zeit umfasste. Seit der Geburt Christi waren für große Teile Europas nördlich der Alpen schriftliche historische Zeugnisse mehr oder weniger verfügbar. Bei der Rekonstruktion der fernerer Vergangenheit musste man sich dagegen voll und ganz auf archäologische Zeugnisse stützen und neigte – vor 1945 – zu der Ansicht, dass eine Abfolge von »höher entwickelten« Bevölkerungsgruppen einander als dominierende Kraft in Europa abgelöst habe. Die ersten Ackerbauern der späten Steinzeit seien aus dem Osten gekommen, um die Gesellschaften der Jäger und Sammler zu verdrängen; die Menschen der Kupfersteinzeit hätten diejenigen abgelöst, die sich noch mit Steinwerkzeugen abplagten; die bronzezeitlichen Menschen wiederum hätten die der Kupfersteinzeit verdrängt und so weiter, bis in die Eisenzeit und somit ins 1. Jahrtausend n. Chr. Die Details dieser Geschichte brauchen uns hier nicht zu kümmern. Festzuhalten ist jedoch, dass ein auf Texten aus dem 1. Jahrtausend basierendes Migrationsmodell pauschal auf die fernere Vergangenheit projiziert wurde, um die Entwicklung des prähistorischen Europa zu erklären. Ausgehend von dem, was man über die Migrationsbewegungen im 1. Jahrtausend zu wissen glaubte, nahm man an, dass die ersten Ackerbauern und nachfolgend jene Gruppen, die Kupfer, Bronze und Eisen bearbeiteten, von außen nach Europa eingedrungen seien, um dort die Herrschaft zu übernehmen.¹¹ Innerhalb dieser größten aller Großen Erzählungen über die Besiedlung Europas stellt der von uns betrachtete Zeitabschnitt ein Ende und einen Anfang dar. Hier soll sich die letzte einer Abfolge von Migrationsbewegungen großen Stils vollzogen haben, die für die Geschichte des Kontinents seit der letzten Eiszeit prägend gewesen seien. Und zugleich markiert sie den Beginn eines Europa, das bis in die Gegenwart von Gemeinschaften mit einer fortlaufenden Geschichte bevölkert sei – Gruppierungen, die von weiteren Migrationen weitgehend unberührt blieben. Diese Erzählung lieferte auch das Migrationsmodell, mit dessen Hilfe sich die gesamte europäische Geschichte gliedern ließ. Ihre übermächtige Kraft ist ein Grund, warum die wissenschaftliche Diskussion darüber so scharf geführt wurde.

DIE GROSSE MIGRATIONSDEBATTE

Seit 1945 wurden so viele Kernelemente dieser Erzählung der europäischen Vergangenheit in Frage gestellt, dass die alten Gewissheiten nicht mehr gelten. Zwar hat sie in manchen Teilen Europas immer noch Bestand, aber besonders in englischsprachigen Wissenschaftlerkreisen spielte die Migration nur eine Statistenrolle in einem historischen Drama, in dem es vorrangig um eine von innen gesteuerte Transformation geht. Diese geistesgeschichtliche Revolution

war so dramatisch und ihre Auswirkung auf die jüngere Forschung zur Migration des 1. Jahrtausends so grundlegend, dass die Kenntnis ihrer Grundzüge für das Verständnis dieses Buches unverzichtbar ist. Der entscheidende Ausgangspunkt ist ein in der Nachkriegszeit entwickeltes völlig neues Verständnis dessen, wie Menschen sich zu größeren sozialen Einheiten zusammenfinden.

Identitätskrise

Es mag seltsam anmuten, sich dem Thema Migration über den Ansatzpunkt Gruppenidentität zu nähern, aber in der alten Großen Erzählung der europäischen Geschichte waren Migration und Identität unauflöslich miteinander verknüpft, zumindest wenn es das 1. Jahrtausend n. Chr. betraf. Dafür gibt es zwei Gründe: Erstens ging das Billardkugel-Modell, das dieser Erzählung zugrunde lag, davon aus, dass die Menschen stets in kompakten Gruppen von Männern, Frauen und Kindern auftraten, die Außenstehenden im Großen und Ganzen verschlossen waren und sich durch Endogamie (Heirat unter Angehörigen ein und derselben Gruppe) reproduzierten. Zweitens – das ist die langfristige Perspektive – vermutete man eine unmittelbare Kontinuität zwischen Einwanderergruppen des 1. Jahrtausends und ähnlich benannten Nationen des modernen Europa. So galten die Polen als direkte Nachfahren der slawischen Polanen, die Engländer als Nachfahren der Angelsachsen und so weiter. Nationale Identitäten wurden als althergebrachte, unveränderliche »Tatsachen« angesehen, und ihre lange Überlieferung verlieh ihnen eine Legitimität, die alle anderen Überlegungen zum Ursprung der politischen Organisation ausblendete. Und wenn in einem Land keine nationale Identität als Ursprungsform der politischen Organisation vorhanden war, sah man den Grund dafür in anderen, zwischenzeitlich gewaltsam errichteten Machtstrukturen (etwa den ehemaligen Vielvölkerstaaten Mittel- und Osteuropas), die überwunden werden mussten. Beide Annahmen haben sich als falsch erwiesen.

Nach den im Namen der deutschen Nation verübten Greuelthaten des nationalsozialistischen Deutschland überdachten Historiker die These von der schon immer währenden Existenz der Nationen und der Legitimität ihrer gemeinschaftsbildenden Kraft. Diese These stammte aus der Blütezeit des europäischen Nationalismus Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts. Unter den Nationalsozialisten mündete sie geradewegs in die Forderung nach *Lebensraum* und in das Schreckenssystem der Vernichtungslager; die Nationalsozialisten beriefen sich auf die Vorherrschaft der Germanen in Europa und deren angebliche rassische Überlegenheit. Bei genauer Untersuchung erwies sich die An-

nahme, antike und neuzeitliche Sprecher einander verwandter Sprachen hätten eine gemeinsame, kontinuierliche politische Identität, als unhaltbar. Die Art nationaler Identität, die im Europa des 19. Jahrhunderts propagiert wurde, war ein historisches Konstrukt. Ohne die effektiven Verkehrsverbindungen, die im 18. und 19. Jahrhundert entstanden, hätte man riesige und geographisch weit verteilte Populationen unmöglich als nationale Gemeinschaften verstehen können. In früheren Epochen, in denen es keine Schifffahrtsstraßen, Eisenbahnen und Zeitungen gab, funktionierte diese Art von Gruppenidentität nicht. Dies war eine Welt, in der für die große Mehrheit der britischen Bevölkerung »country« und »county«, das Heimatland und die Grafschaft, ein und dasselbe waren. Der moderne Nationalismus wäre auch nicht möglich gewesen ohne die gezielte Förderung durch eine geistige Elite, die nationale Wörterbücher verfasste, Nationaltrachten entdeckte und volkstümliche Tänze und Erzählungen sammelte, mittels derer die Volkszugehörigkeit »gemessen« wurde. Diesen Gelehrten sind auch die Erziehungs- und Bildungsprogramme zu verdanken, in denen die zuvor entdeckten Elemente der Nationalkultur zu einem sich selbst reproduzierenden kulturellen System zusammenflossen. Es konnte in der Schule unterrichtet werden, und damit erreichte man einen noch größeren Teil der Bevölkerung zu einer Zeit, in der sich erstmals in Europa eine allgemeine Grundschulbildung durchsetzte. Das Aufkommen des Nationalismus ist eine eigenständige Große Erzählung, mit der sich die wissenschaftliche Forschung seit einer Generation intensiv beschäftigt. Für uns ergibt sich daraus eine einfache Erkenntnis: Europa wurde seit dem 1. Jahrtausend nicht in großen Bevölkerungsschüben von Gruppen besiedelt, die sich einer unverwechselbaren, ihr Leben und Handeln bestimmenden nationalen Zugehörigkeit bewusst gewesen wären. Das Nationalgefühl des 19. und frühen 20. Jahrhunderts lässt sich nicht auf die ferne Vergangenheit übertragen.¹²

Zur Revision des nationalistischen Denkens trugen auch bahnbrechende Arbeiten aus den Sozialwissenschaften bei, die der Frage nachgingen, wie und wie stark sich Individuen an Gruppenidentitäten gebunden fühlen. Bei seinen Forschungen im Hochland von Burma in den 1950er Jahren fand der Anthropologe Edmund Leach heraus, dass die Gruppenidentität eines Individuums nicht zwangsläufig an messbare kulturelle Merkmale gekoppelt ist, seien sie materiell (z.B. die Bauweise von Häusern oder eine bestimmte Keramikgestaltung) oder nichtmateriell (gemeinsame soziale Werte, Glaubenssysteme usw.). Menschen mit denselben messbaren kulturellen Merkmalen (inklusive der Sprache, dem großen Symbol für Gruppenidentität in der Epoche des Nationalismus) können sich durchaus unterschiedlichen sozialen Gruppen zugehörig

fühlen; und Menschen unterschiedlicher Kultur können sich einer gemeinsamen Gruppe verbunden fühlen. Grundsätzlich ist Identität also eine Frage der Wahrnehmung und keine abzuhakende Liste mit messbaren Kriterien. Es zählt die Selbstwahrnehmung des Individuums und die Wahrnehmung, die andere von ihm haben. Kulturelle Kriterien können Ausdruck einer Identität sein, aber sie definieren sie nicht. Ein Schotte mag einen Kilt tragen, aber er bleibt auch dann ein Schotte, wenn er keinen trägt.

Hatte bis 1945 Identität als eine unveränderliche Gegebenheit gegolten, die das Leben jedes Einzelnen definierte, konnten Untersuchungen in der Nachfolge von Leach zeigen, dass sich die Gruppenidentität eines Individuums durchaus verändern kann und dass dieses Individuum gleichzeitig mehrere Gruppenidentitäten besitzen kann, zwischen denen es je nach Vorteilserwartung wechselt. In unserer postnationalen Welt kann dies weniger überraschen als noch vor 60 Jahren. Meine Söhne werden später einmal einen US-amerikanischen und einen britischen Pass besitzen, während sie sich vor 1991 mit achtzehn für einen hätten entscheiden müssen; und EU-Bürger besitzen gleichzeitig die Identität ihres Heimatlandes und eine europäische Identität. Der Gruppenidentität wird heute für grundlegende Lebensentscheidungen nicht mehr die alles überragende Bedeutung zugeschrieben. Von großem Einfluss auf die Forschungen zum 1. Jahrtausend waren die Untersuchungen des norwegischen Anthropologen Fredrick Barth von 1969, so dass heute die Identität nur noch als eine Strategie zur persönlichen Entwicklung betrachtet wird. Unter veränderten Umständen wird ein Einzelner seine Gruppenidentität entsprechend wechseln und die für ihn vorteilhaftere wählen. In der Einleitung zu seinen Aufsätzen bezeichnete Barth Gruppenidentität als ein »flüchtiges situationsbedingtes Konstrukt und nicht als solides dauerhaftes Faktum«.¹³

Barth widerlegt die These einer einzigen grundlegenden Identität, durch die ein Individuum sein Leben lang definiert ist. Das auf der Analogie der Billardkugeln beruhende Migrationsmodell ging davon aus, dass die Wanderungen in geschlossenen, für Außenstehende unzugänglichen sozialen Gruppen stattfanden, dass sich die Migranten durch Endogamie reproduzierten und dass sie eine unverwechselbare Kultur besaßen, die sich von der aller anderen Gruppen, denen sie unterwegs begegneten, klar unterschied. Diese Vorstellung beruhte hauptsächlich auf einem bestimmten Verständnis der Organisationsweise von Gruppen. Und mit dem nationalistischen Verständnis von Gruppenidentität geriet plötzlich auch die alte Große Erzählung ins Wanken, die von diesen Grundannahmen ausging.

Das neue Jahrtausend?

Bei der Neubewertung der fernen europäischen Vergangenheit aus postnationalistischer Perspektive übernahmen die Archäologen die Führungsrolle. Der traditionelle Ansatz der europäischen Archäologie bestand darin, Funde aus ein und derselben Epoche innerhalb eines Gebiets nach bestimmten Mustern von Ähnlichkeiten und Unterschieden zusammenzufassen, so dass sich bestimmte Subgebiete – Archäologen sprechen von Kulturen – definieren ließen. Ursprünglich erfolgten solche Definitionen fast ausschließlich anhand von Keramiktypen, da Tonscherben über die Jahrhunderte erhalten bleiben und relativ leicht zu finden sind. Grundsätzlich wurden aber auch andere Arten von Ähnlichkeit berücksichtigt: Bestattungsbräuche, Haustypen, Metallbearbeitung. Mit dem Aufstieg der Archäologie als wissenschaftlicher Disziplin im 19. Jahrhundert begann man zwischen archäologisch homogenen und archäologisch inhomogenen Gebieten zu differenzieren. Im geistigen und politischen Kontext der Blütezeit des europäischen Nationalismus konnte man der Versuchung nicht widerstehen, die auf den Karten verzeichneten Kulturen mit alten »Völkern« gleichzusetzen, denen man jeweils eine eigene materielle und nichtmaterielle Kultur zuschrieb. Mit etwas Glück konnte man vielleicht sogar den Trägern der Kultur, deren Relikte man freilegte, anhand von historischen Texten wie Tacitus' *Germania* einen Namen zuordnen.

Dieser heute oft als »kulturhistorische Archäologie« bezeichnete Ansatz ist eng mit dem Namen Gustaf Kossinna (1858–1931) verknüpft. Kossinna, der sehr viel differenzierter vorging, als manchmal angenommen wird, setzte nicht sämtliche archäologisch ähnliche Zonen mit voneinander unabhängigen alten Völkern gleich, sondern tat das nur dann, wenn sich archäologische Zonen klar voneinander abgrenzen ließen und es innerhalb einer bestimmten Zone ausgeprägte und eindeutige Ähnlichkeiten gab. Aber über Begriffe wie »klar«, »ausgeprägt« und »eindeutig« konnte man sich schon immer trefflich streiten, und die archäologische Forschung jener Zeit ging davon aus, klar zuordenbare Relikte in klar voneinander unterschiedenen »Kulturen« vorzufinden, die die Überreste von »Völkern« seien.

Kossinnas kulturhistorischer Ansatz untermauerte die Große Erzählung. Ordnet man archäologische Kulturen bestimmten »Völkern« zu, so liegt es nahe, größere archäologische Veränderungen mit Hilfe von Wanderungsbewegungen zu erklären. Wenn bestimmte und eindeutige Konzentrationen materieller Überreste – archäologische »Kulturen« also – mit frühen »Völkern« gleichgesetzt wurden, die wiederum als Basiseinheit der sozialen Organisation

galten, war es nur folgerichtig, jede Veränderung eines bestehenden Grundmusters mit dem Auftauchen eines neuen »Volkes« in Verbindung zu bringen. Besaß jedes Volk seine eigene »Kultur« und fand man bei Ausgrabungen plötzlich eine neue »Kultur«, drängte sich der Schluss auf, ein »Volk« habe ein anderes ersetzt. Die Migration, insbesondere in Form der massenhaften Verdrängung einer Bevölkerungsgruppe durch eine andere, wurde damit zum gängigen Erklärungsmodell für Veränderungen archäologischer Funde. Um einen modernen Begriff zu gebrauchen, der allerdings in diesem Zusammenhang noch nicht verwendet worden ist, sah man als treibende Kraft hinter der Besiedlung Europas eine Aufeinanderfolge massiver ethnischer Säuberungen. Man sprach in diesem Zusammenhang von der »Invasionshypothese«.¹⁴

Die neuen Erkenntnisse über Gruppenidentität hatten für dieses Denkmuster weitreichende Folgen. Materielle Relikte wurden nun nicht mehr als ordentlich gebündelte, von frühen »Völkern« hinterlassene »Kulturen« betrachtet. Je mehr Material zum Vorschein kam und je genauer vorhandene Funde untersucht wurden, desto mehr verschwammen die Grenzen zwischen angeblich unterschiedlichen Kulturen. Zugleich weckte die Entdeckung bedeutender lokaler Varianten Zweifel an der Homogenität vermeintlich einheitlicher Kulturen. Vielleicht noch wichtiger war eine weitere Erkenntnis: Ähnlichkeiten verweisen zwar in der Regel auf etwas Bedeutsames, aber eine einfache Gleichung (»Kulturen« = »Völker«) lässt sich daraus nicht ableiten. Was ein spezifisches Muster von Ähnlichkeiten und Unterschieden genau bedeutet, hängt vielmehr davon ab, was ähnlich und was unterschiedlich ist. Eine erkennbare archäologische »Kultur« in Form von materiellen Relikten kann auf vieles verweisen: auf ein Gebiet des sozialen und wirtschaftlichen Austauschs, auf gemeinsame religiöse Überzeugungen (etwa bei Bestattungsbräuchen) und in manchen Fällen sogar auf politische Bündnisse, wie Kossinna annahm. Der methodische Unterschied liegt meines Erachtens darin, dass Kossinna die archäologischen Kulturen als Überreste sozialer Gemeinschaften – »Völker« – ansah, während heutige Archäologen sie als Relikte von Interaktionssystemen betrachten, wobei die Art und Weise dieser Interaktionen unterschiedlich sein konnte.¹⁵

Dieses Umdenken ermöglichte den Archäologen den Nachweis, dass selbst ein tiefgreifender Wandel der materiellen Kultur nicht immer auf Invasionen zurückgeführt werden muss. Da Muster feststellbarer archäologischer Ähnlichkeit verschiedene Ursachen haben können – Handel, sozialen Austausch, gemeinsame religiöse Überzeugungen etc. –, können Veränderungen in einem oder mehreren dieser Bereiche den Wandel der materiellen Kultur hervorge-

bracht haben. Er dokumentiert aber nicht zwangsläufig das Auftauchen einer neuen sozialen Gruppe, sondern kann ebenso gut durch tiefgreifende Veränderungen des Systems verursacht worden sein, aus dem diese soziale Gruppe hervorging. Es war das tiefe Unbehagen an der Beschränktheit der Invasionshypothese, das eine ganze Generation von Archäologen der englischsprachigen Welt in den 1960er Jahren dazu brachte, dieses überstrapazierte monolithische Erklärungsmodell abzulehnen.

Seither suchen Archäologen nach neuen, durchaus produktiven Erklärungsmustern, die die alte Große Erzählung ins Wanken bringen. Bis in die 1960er Jahre wurde die europäische Frühgeschichte als eine Abfolge von Bevölkerungsgruppen angesehen, die ihre höher entwickelten Fertigkeiten in der Landwirtschaft oder Metallbearbeitung dazu nutzten, ein bestimmtes Territorium zu dominieren und dessen Bewohner zu verdrängen. Heute lässt sich die Entwicklung der Gesellschaften Mittel- und Westeuropas zwischen der Bronzezeit und der Eisenzeit (in etwa die beiden letzten Jahrtausende v. Chr.) großenteils auch ohne Rückgriff auf Massenmigrationen und ethnische Säuberungen überzeugend erklären. Statt mit einander ablösenden Invasoren ist die europäische Vergangenheit nun mit Menschen bevölkert, die in der Lage waren, neue Fertigkeiten zu erlernen und im Lauf der Zeit neue wirtschaftliche, soziale und politische Strukturen auszubilden.¹⁶

Die Revolutionierung der wissenschaftlichen Forschung war aber in einer weiteren Hinsicht von enormem Einfluss auf die Sicht der Geschichte, die in diesem Buch erzählt wird. Im Zuge der Befreiung aus der Tyrannei von Kulturgeschichte und Invasionshypothese gingen Archäologen insbesondere in Großbritannien und den USA dazu über, Migration als Triebfeder signifikanter Veränderungen nahezu vollständig zu verwerfen. Das kollektive erleichterte Aufatmen nach der Befreiung aus Kossinnas Zwangsjacke war bei einigen Archäologen so groß, dass sie nie wieder etwas mit Migration zu tun haben wollten. Für sie ist Migration mit einer fernen, wissenschaftlich zurückgebliebenen Epoche verknüpft, als die Archäologie der Geschichtswissenschaft noch untergeordnet war.

Inzwischen halten manche Archäologen jedes Modell der Vergangenheit, das Bevölkerungsbewegungen einschließt, für wissenschaftlich naiv. Einer kürzlich erschienenen Einführung zu mittelalterlichen Friedhöfen zufolge bedeutet der Verzicht auf Migration als Erklärung für archäologischen Wandel, »sich einer durchwegs simplifizierenden und in der Regel haltlosen Annahme zu entledigen und sie durch eine besser durchdachte Interpretation der Epoche zu ersetzen«. Man beachte die Ausdrucksweise, insbesondere den Gegensatz zwi-

schen »simplifizierend«/»haltlos« (die von Migration bestimmte Welt) einerseits und »besser durchdacht« (jede andere Art von Erklärung) andererseits. Die Botschaft ist klar: Wer sich mit der archäologisch beobachtbaren geographischen Verlagerung von Artefakten oder Gepflogenheiten beschäftigt und die Vergangenheit in »besser durchdachter« oder »komplexer« Weise beschreiben möchte, sollte die Migration tunlichst außen vor lassen. Das Blatt hat sich gewendet. Während die Migration bis Anfang der 1960er Jahre unangefochten das Feld beherrschte, ist sie inzwischen zum Buhmann der archäologischen Theorie geworden.¹⁷

Eine derart krasse wissenschaftliche Kehrtwende musste für die historische Erforschung des 1. Jahrtausends, die auf archäologische Zeugnisse angewiesen ist, weitreichende Folgen haben. Natürlich hatten die Historiker inzwischen auch selbst über die Relevanz der großen Identitätsdebatte nachgedacht. Den Paradigmenwechsel in der Geschichtswissenschaft läutete das 1961 veröffentlichte Werk *Stammesbildung und Verfassung* von Reinhard Wenskus ein. Es bildete den Ausgangspunkt für alle späteren Ansätze zu Identität und Migration im 1. Jahrtausend n. Chr. Wenskus verwies darauf, dass schon der römische Geschichtsschreiber Tacitus im 1. Jahrhundert von der vollständigen Vernichtung mancher germanischer Gruppen und dem Auftauchen vollkommen neuer Gruppen berichtete. Und hinsichtlich der großen Wanderungsbewegungen vom 4. bis zum 6. Jahrhundert gibt es sehr viel mehr Nachweise für Diskontinuität. Wie wir noch sehen werden, können alle germanischen Gruppen, die Nachfolgereiche des römischen Imperiums gründeten – Goten, Franken, Vandalen usw. –, als neue politische Einheiten betrachtet werden. Sie entstanden erst im Verlauf der Wanderungsbewegung und bestanden oft aus Menschen ganz unterschiedlicher Herkunft, darunter auch nichtgermanischsprachige Gruppen. Die von den Germanen im 1. Jahrtausend gebildeten politischen Gemeinschaften waren demnach nicht in sich geschlossene Gruppen mit einer fortlaufenden Geschichte, sondern Gebilde, die geschaffen und zerstört werden konnten und je nach historischen Umständen mal größer und mal kleiner waren. Seit Wenskuss' grundlegenden Untersuchungen wurde viel darüber diskutiert, wie die Gruppenidentität unter den Germanen des 1. Jahrtausends beschaffen und wie bindend sie gewesen sein könnte; darauf werden wir noch zurückkommen.¹⁸

Wenskuss' Untersuchungen lösten für das Verständnis der germanischen Migration eine Kettenreaktion aus. Geht man von unveränderlichen, in sich geschlossenen Gruppenidentitäten aus, muss man annehmen, dass die gesamte Gruppe weitergewandert ist, wenn Gruppe X plötzlich an Ort B und nicht

mehr an Ort A angetroffen wird. Akzeptiert man jedoch, dass Gruppenidentitäten wandelbar sind, bedurfte es im Prinzip nur weniger – vielleicht sogar sehr weniger – Gruppenmitglieder, die weiterwanderten und einen Kern bildeten, um den herum sich eine aus verschiedenen Quellen gespeiste Population entwickelt haben könnte. Die Billardkugeln wurden somit durch langsam wachsende Schneebälle ersetzt. Viele Forscher gehen inzwischen nicht mehr von großen, kompakten, aus Männern, Frauen und Kindern bestehenden Gruppen aus, die zielstrebig durchs Land zogen, sondern halten das Konzept der demographischen Schneebälle für wahrscheinlicher: kleine Gruppierungen, anfangs vermutlich hauptsächlich Krieger, die aufgrund ihres Erfolgs während ihrer Wanderschaft eine große Zahl von Rekruten anzogen.

Diese postnationalistische Interpretation der Quellen zum barbarischen Europa des 1. Jahrtausends hatte eigene, aber ähnliche Wurzeln wie der gleichzeitige Paradigmenwechsel in der Archäologie. Doch die neuen Ansätze der Archäologie beflügelten die Bereitschaft, die Geschichte der Barbarenmigration aus historischen Quellen neu zu schreiben. Mittlerweile sind manche Historiker so fest davon überzeugt, dass es große, gemischte Migrantengruppen niemals gegeben hat, dass sie die Handvoll Quellen, die explizit das Gegenteil belegen – und auf die sich das Migrationsmodell der Invasionshypothese stützt – für falsch erachten. Griechisch-römische Quellen, so ihre Vermutung, seien mit einem Migrationstopos infiziert, einem kulturellen Reflex, der die mediterranen Autoren verleitet habe, unterschiedslos alle Barbaren auf Wanderschaft als »Völker« zu betrachten. Die Auffassung, wonach große Populationen weite Distanzen zurücklegten, wird allmählich durch die Vorstellung kleinteiliger mobiler Gruppierungen ersetzt, die im Lauf ihrer Wanderschaft immer mehr Gefolgsleute an sich banden. Auch wenn der Begriff heute nur noch selten verwendet wird, bleibt die Migration Teil dieser Geschichte. Aber wenn man die Zahl der an den Wanderungen Beteiligten nach unten korrigiert, ist der entscheidende historische Prozess nicht mehr die Migration an sich, sondern die Vergrößerung der Gruppen durch immer neue Anhänger.¹⁹

Hier zeigt sich eine schöne Symmetrie: Die alte Große Erzählung ordnete die Archäologie den Interessen der Geschichtswissenschaft unter, fasste archäologische Kulturen als »Völker« auf und entwickelte aus historischen Quellen des 1. Jahrtausends ein Migrationsmodell, das die Ausbreitung dieser Kulturen in eine historische Erzählung einfügte, durchsetzt mit Episoden von Wanderungsbewegungen großen Stils und massenhaften ethnischen Säuberungen. Heute ist die Glaubwürdigkeit dieser Quellen durch die Infragestellung des Migrationskonzepts erschüttert, die mit der entschiedenen Ablehnung der kul-

turhistorischen Betrachtungsweise und der Invasionshypothese durch die Archäologen einsetzte. Die Geschichtswissenschaft hatte gegenüber der Archäologie stets die Führungsrolle inne. Jetzt ist es umgekehrt. Im Zuge dieser Entwicklung wurde eine Interpretation der frühen europäischen Geschichte, die von einem Eindringen von außen ausging, durch eine andere abgelöst, derzufolge eine geringe Zahl von Einwanderern eine große Zahl von Menschen dazu brachte, diese Anregungen von außen zu übernehmen. Die Entwicklungsprozesse wären somit im Wesentlichen intern verlaufen. Heute bietet sich das Spiegelbild dessen, was vor 50 Jahren galt. Eine schöne Symmetrie, aber ist es auch ein überzeugendes Geschichtsverständnis? Darf die Migration auf eine bloße Statistenrolle in der Geschichte des barbarischen Europa im 1. Jahrtausend n. Chr. herabgestuft werden?

MIGRATION UND INVASION

Die Invasionshypothese ist tot und begraben. Wir möchten das Europa der Frühgeschichte und des 1. Jahrtausends nicht mehr mit alten »Völkern« besiedelt sehen, die sich mittels Massenwanderungen und ethnischen Säuberungen ihre Nischen eroberten. Zumindest die ethnische Säuberung, von der die alte Große Erzählung handelt, lässt sich kaum durch Quellen belegen. Das Scheitern der Invasionshypothese bedeutet jedoch nicht, dass die Migration überhaupt keine Rolle mehr spielt. Selbst wenn man bei den mediterranen Autoren einen Migrationstopos annimmt, müssen ihre kulturellen Phantasien von Bevölkerungsbewegungen irgendwelcher Art untermauert gewesen sein. Einige archäologische Zeugnisse lassen auf Wanderungen schließen. Folgerichtig sind zwei Alternativen zu dem aus der Invasionshypothese gespeisten Modell einer Massenmigration entstanden.

Zum einen das Modell der »wave of advance«, einer immer weiter vorrückenden Welle der Verbreitung, das sich zur Beschreibung kleiner Migrationseinheiten eignet, die als von außen kommende Bevölkerungsgruppen ein Gebiet übernommen haben könnten. Mit diesem Modell wurde insbesondere die Ausbreitung der jungsteinzeitlichen Ackerbauern über ganz Europa erklärt und gezeigt, wie bäuerliche Populationen trotz individuell zielloser Wanderungsbewegungen es geschafft haben, alle für sie geeigneten Landstriche zu besetzen. Es verwirft die Vorstellung, die Ackerbauern der Jungsteinzeit seien in Massen eingetroffen und hätten im Zuge einer Invasion die Jäger und Sammler verdrängt. Vielmehr habe die Fähigkeit der Ackerbauern, wesentlich größere Mengen an Nahrungsmitteln zu produzieren, dazu geführt, dass im

Lauf der Zeit ihre Population schneller wuchs als die der Jäger und Sammler und sie diese einfach überschwemmten und von ihren ersten Siedlungsstätten aus allmählich das ganze Land bevölkerten. Das Modell der »wave of advance« eignet sich für die Darstellung von Wanderungsbewegungen kleiner Gruppen, Familien und Familienverbände sowie als Modell für die unbeabsichtigte Landnahme. Es schließt auch nicht aus, dass manche der alteingesessenen Jäger und Sammler im Lauf der Zeit selbst die Fertigkeiten der Ackerbauern erlernt haben.²⁰

Unter Archäologen noch beliebter, da es erheblich mehr Anwendungsmöglichkeiten bietet, ist das Modell des »Elitetransfers«, bei dem die eindringende Bevölkerung ebenfalls nicht sehr groß ist, jedoch ein Territorium auf aggressive Weise erobert. Sie verdrängt die alteingesessene Elite der Zielgesellschaft und besetzt deren Machtpositionen, lässt aber die von der alten, nunmehr vertriebenen oder degradierten Führungsschicht geschaffenen sozialen und wirtschaftlichen Strukturen weitgehend intakt. Das klassische Beispiel hierfür ist die mittelalterliche Eroberung Englands durch die Normannen. Dank einer erstaunlichen Fülle an Informationen aus dem *Doomsday Book* wissen wir, dass es im 11. Jahrhundert wenigen tausend normannischen landbesitzenden Familien gelang, ihre zahlenmäßig leicht überlegenen angelsächsischen Vorgänger von der Spitze der englischen Gesellschaft zu vertreiben. Auch in diesem Fall zeichnet das neue Modell ein weniger dramatisches Bild vom Ablauf der Migration als die Invasionshypothese. Zwar ist auch hier von Absicht und Gewalt die Rede, aber weil wir nur davon sprechen, dass eine Elite eine andere ersetzt, die grundlegenden sozialen Strukturen jedoch unangetastet bleiben, ist es ein weniger hässlicher Vorgang als die Hypothese einer ethnischen Säuberung des alten Modells. Und da nur die eine Elite mit der anderen die Plätze tauscht, ist das Ergebnis viel weniger dramatisch und in gewisser Hinsicht weniger bedeutsam, denn die bestehenden sozialen und wirtschaftlichen Grundstrukturen bleiben unangetastet.²¹

Die Zurückweisung der Invasionshypothese und ihrer schlichten Erklärungsmuster hat somit zur Entwicklung zweier neuer Modelle geführt, die auf unterschiedliche Weise die Migration relativieren: indem sie von einer niedrigeren Zahl der Migranten oder einem geringeren Ausmaß der Gewalt ausgehen oder indem sie die Folgen dieser Migration für weniger bedeutsam erachten bzw. anzweifeln, ob es sich überhaupt um eine Migration mit der Absicht einer Invasion handelt. Im Gegensatz zur Invasionshypothese sind diese beiden Modelle viel leichter mit jenen Konzepten von Gruppenidentität zu vereinbaren, die in Abrede stellen, dass große kompakte Gruppen zielgerichtet von

einem Siedlungsraum zum nächsten gezogen seien. Doch obwohl diese Modelle sicherlich durchdachter und somit ein Schritt in die richtige Richtung sind, bieten sie selbst in Kombination keine zufriedenstellende Antwort auf die Frage nach der Migration im Europa des 1. Jahrtausends. Die Diskussion auf das von den beiden Modellen vorgegebene Grundgerüst zu beschränken birgt drei spezifische Probleme und wirft eine grundsätzliche Frage auf.

Falsche Identität?

Das erste Problem erwächst aus der Tatsache, dass die Historiker und Archäologen, die sich mit dem 1. Jahrtausend beschäftigen, in ihrer Begeisterung über die Erkenntnis, dass Menschen nicht immer in sich selbst reproduzierenden, geschlossenen Bevölkerungsgruppen organisiert sind, tendenziell nur die eine Hälfte der zeitgenössischen sozialwissenschaftlichen Identitätsforschung zur Kenntnis nehmen. Zur selben Zeit, als Leach, Barth und andere ihr Hauptaugenmerk auf das Gruppenverhalten richteten und den Loyalitätswandel von Individuen entsprechend ihrer unmittelbaren Vorteilserwartung untersuchten, beschäftigten sich andere Ethnologen und Sozialwissenschaftler mit dem Verhalten von Individuen. Für diese »Primordialisten« war die Zugehörigkeit zu einer Gruppe seit jeher ein fundamentaler Bestandteil menschlichen Verhaltens. Manche ihrer Schlussfolgerungen schienen den Ergebnissen von Leach und Barth zu widersprechen, etwa die Feststellung, dass in manchen Fällen das ererbte Gefühl der Gruppenidentität nicht willkürlich beeinflusst werden kann, sondern Individuen in Verhaltensmuster zwingt, die ihren unmittelbaren Interessen zuwiderlaufen. Unterschiede in der äußeren Erscheinung, der Sprache, dem Sozialverhalten, den moralischen Werten und dem Verständnis der eigenen Vergangenheit können zu erheblichen Hemmnissen für Individuen werden, die sich um des eigenen Vorteils willen einer anderen Gruppe anschließen möchten.²²

Meiner Ansicht nach widersprechen die beiden Forschungsrichtungen einander keineswegs. Vielmehr stellen sie die beiden Endpunkte eines Spektrums an Möglichkeiten dar. Je nach den spezifischen Umständen, zu denen nicht zuletzt die Geschichte gehört, kann eine ererbte Gruppenidentität dem Individuum mehr oder weniger starke Beschränkungen auferlegen und ein stärkeres oder schwächeres Bedürfnis nach gemeinsamem Handeln wecken. Um ein Beispiel für Gruppenidentität in größerem Maßstab zu nehmen: In der aktuellen EU-Debatte stößt die Rede von der britischen Wesensart in Großbritannien auf viel größere Resonanz als etwa die von der luxemburgischen Wesensart in Luxem-

burg, das zwischen Deutschland, Frankreich und Belgien liegt. Das Gleiche gilt auf der Ebene des Individuums: Jedes Mitglied einer größeren Gruppe zeigt ausgeprägte Unterschiede im Ausmaß seiner Loyalität zu ihr. Die Tatsache, dass Gruppenidentität im Leben der Menschen manchmal eine stärkere und manchmal eine schwächere Kraft darstellt, widerspricht jedoch keineswegs dem, was Barth sagte (auch wenn er selbst dies anders sehen würde). Seinem berühmten Aphorismus zufolge muss Identität als »situitives Konstrukt« verstanden werden. Aber nicht alle Situationen sind gleich. Barth selbst interessierte sich hauptsächlich für Situationen, die schwache Gruppenbindungen bewirken. Dies impliziert jedoch, dass es auch Situationen geben kann, die stärkere Gruppenbindungen hervorbringen, und die sogenannte primordialistische Forschung hat einige davon untersucht.

Unterschiedliche Arten von Zwang können die Gruppenbildung hemmen: Einerseits gibt es die informellen Zwänge des »Normalen«, das sich an Ernährung, Kleidung oder an moralischen Werten festmacht. In den frühesten Lebensjahren nimmt ein Individuum viele dieser gruppendefinierenden Eigenschaften in sich auf – manchmal mit weitreichenden Folgen: Der Einzelne fühlt sich außerhalb der Normen der eigenen Gesellschaft so unwohl, dass er sich ein Leben außerhalb ihrer gar nicht vorstellen kann. Andererseits kann es – manchmal parallel zu diesem Unbehagen – auch wesentlich formellere Barrieren geben. Dem Einzelnen steht es theoretisch frei, eine beliebige Identität für sich zu beanspruchen. Das bedeutet jedoch nicht, dass diese Identität auch anerkannt wird. In der heutigen Welt definiert sich Gruppenzugehörigkeit im Allgemeinen darüber, dass man den entsprechenden Pass besitzt, also die Kriterien erfüllt, die für seinen Erwerb vorausgesetzt werden. In der Vergangenheit gab es zwar noch keine Pässe, doch auch damals kontrollierten manche Gesellschaften den Zugang sehr genau. Das Recht auf Erhalt der römischen Staatsbürgerschaft beispielsweise wurde eifersüchtig gehütet, und wer Anspruch darauf erhob, wurde von einem ganzen bürokratischen Apparat überprüft. Die griechischen Stadtstaaten verfolgten eine ähnliche Strategie. Solche bürokratischen Verfahren setzen die Fähigkeit zum Lesen und Schreiben voraus, aber es gibt keinen Grund zu der Annahme, dass nicht auch antike Gesellschaften ohne Schriftkultur strenge Zugangskriterien hatten. Möglich sind auch unterschiedliche Grade an Gruppenzugehörigkeit. Man denke nur an die großen Gemeinschaften von Gastarbeitern in den Industrieländern, die dort mehr oder weniger offiziell akzeptiert sind, ohne notwendigerweise die vollen Bürgerrechte zu erhalten. Hier liegt nach meiner Ansicht der Schlüssel zu einem umfassenden Verständnis der Identitätsfrage: Wenn die volle Zugehö-

rigkeit zu einer Gruppe einen rechtlich oder materiell wertvollen Vorteil birgt, ist zu erwarten, dass sie streng begrenzt wird.²³

Die Schlussfolgerungen aus der Identitätsdebatte sind daher komplexer, als zuweilen erkannt wurde. Individuen, die nicht in die allerbescheidensten Verhältnisse hineingeboren werden, bilden ihre Gruppenidentität in Schichten aus. Da ist zunächst die Familie im engeren Sinn, dann der größere Verwandtschaftskreis, die Stadt, die Region, das Land und heutzutage auch internationale Zugehörigkeiten wie etwa die EU-Bürgerschaft. Hinzu kommen persönliche Lebensentscheidungen, beispielsweise der Wunsch, ganz woanders zu leben. All diese Faktoren eröffnen dem Individuum Ansprüche auf die Zugehörigkeit zu einer größeren Gruppe, aber jeder dieser Ansprüche muss anerkannt werden, und je nach Zusammenhang können diese möglichen Zugehörigkeiten eine mehr oder weniger starke Bindung bewirken. Im Grunde stellt Barths berühmter Aphorismus einen falschen Gegensatz her. Sämtliche Gruppenidentitäten sind »situative Konstrukte« – sie werden geschaffen, verändern sich und können völlig verschwinden –, aber einige sind »flüchtiger« als andere.

Daraus ergibt sich ein erstes Problem für die aktuellen Ansätze zur Untersuchung der Migration im 1. Jahrtausend. Sie gehen davon aus, dass die Identität großer Gruppen immer ein schwaches Phänomen ist. Doch damit wird man der Identitätsdebatte nur teilweise gerecht. Wenn man von vornherein Position bezieht – gleichgültig, ob man Identität wie in der Zeit des Nationalismus als stark einschätzt oder nach heutigem Konsens eher als schwach –, werden gegenteilige Befunde ignoriert oder wegdiskutiert. Meiner Ansicht nach ist es aber wichtig, die historischen Zeugnisse für die Migration im 1. Jahrtausend unvoreingenommen zu prüfen, ohne davon auszugehen, dass die beteiligten Bevölkerungsgruppen nur von schwachen inneren Bindungskräften zusammengehalten wurden.

Ein zweites Problem entsteht, wenn Migration als Motor für Veränderungen von einigen – besonders englischsprachigen – Archäologen entschieden negiert wird, während sich im archäologischen Befund klare Hinweise darauf abzeichnen. In der Neuzeit ist es nicht üblich, dass sich soziale Gruppen en bloc auf Wanderung begeben, und wie wir in den folgenden Kapiteln sehen werden, gilt dies auch für die hier zu untersuchende Epoche. Tatsächlich gibt es keine oder nur spärliche Belege für ethnische Säuberungen im 1. Jahrtausend. Migration im 1. Jahrtausend verlief fast immer so, dass sich ein Teil einer Bevölkerung von Punkt A nach Punkt B bewegte, wobei zumindest ein Teil der alt-eingesessenen Bevölkerung von Punkt B an Ort und Stelle blieb; die einzige Ausnahme ist Island, das unbevölkert war, als im 9. Jahrhundert Auswanderer

aus Norwegen dort landeten. Daher kann man nie erwarten, den Transfer einer kompletten materiellen Kultur vorzufinden. Wahrscheinlicher ist, dass nur bestimmte Elemente der alten materiellen Kultur nach Punkt B gebracht wurden: jene Elemente, die für die Subgruppe der Bevölkerung, die tatsächlich auf Wanderschaft ging, von besonderer Bedeutung waren. Zugleich blieb vermutlich ein mehr oder weniger großer Teil der materiellen Kultur der altingesessenen Bevölkerung von Punkt B erhalten, und durch den Austausch zwischen der zugewanderten und der einheimischen Bevölkerung könnten sich eine ganz neue materielle Kultur oder neue Bräuche entwickelt haben. Die archäologischen Befunde zu vielen Migrationsprozessen im 1. Jahrtausend sind schlichtweg mehrdeutig, da sich allein anhand der Funde nicht absolut sicher sagen lässt, ob eine Migration stattgefunden hat.²⁴

Wenn die einzigen archäologischen Belege für eine mögliche Migration mehrdeutig statt eindeutig sind, dann ist dies zu akzeptieren. Immer noch besser, als die europäische Geschichte mit Phantominvasionen zu bevölkern. Dies wird jedoch dann zu einem Problem, wenn die Migrationsthese als »durchweg simplifizierend« und »in der Regel haltlos« beschrieben wird. Stellt man eine Veränderung im archäologischen Befund fest, die auf einen Migrationsprozess schließen lassen könnte, ist es wichtig, genau dies zu sagen – nicht mehr und nicht weniger. Da aber manche Archäologen (zumindest in Großbritannien und in Nordamerika) Migration als Erklärungsmodell für Veränderungsprozesse ganz ausschließen möchten,²⁵ genügt manchmal schon der Nachweis, dass eine Veränderung auch ohne Migration zustande gekommen sein *könnte*, um dies als erwiesen zu betrachten. Dass aufgrund der zwangsläufigen Mehrdeutigkeit archäologischer Befunde so gut wie jede archäologische Veränderung auch mit einer anderen Ursache erklärt werden *kann*, bedeutet jedoch nicht, dass sie auf diese Weise erklärt werden *muss*. Die korrekte Analyse besteht nicht darin, aufgrund von Mehrdeutigkeit eine Migration auszuschließen, sondern diese Mehrdeutigkeit hinzunehmen und herauszufinden, ob vielleicht andere historische Belege klarere Antworten geben.

Es genügt also nicht, Schätzungen zum Ausmaß der Migration im 1. Jahrtausend auf die Annahme zu gründen, Gruppenidentitäten seien stets schwach gewesen. Ebenso wenig kann man die Migration an sich und ihre Bedeutung bestreiten, wenn die archäologischen Funde uneindeutig sind. Daraus ergibt sich ein drittes Problem: der mutmaßliche Migrationstopos. Mit dem Hinweis, mediterrane Autoren hätten aus einem kulturellen Reflex heraus alle Barbaren auf Wanderschaft als »Völker« angesehen, wurden zuweilen historische Berichte über große, kompakte und gemischte Migrationsgruppen als irrele-

vant abgetan. Doch bis heute wurde die Existenz dieses Topos nie triftig nachgewiesen. Er erscheint nur dann plausibel, wenn man davon ausgeht, dass keine Gruppenidentität stark genug sein konnte, um die Migration von Großgruppen zu bewirken, die in den Quellen behauptet wird. Doch wenn gar nichts anderes als die Mehrdeutigkeit archäologischer Befunde zu erwarten ist und wenn man nicht mit Sicherheit davon ausgehen kann, dass alle Gruppenidentitäten im 1. Jahrtausend zwangsläufig schwach waren, steht die These eines Migrationstopos auf äußerst schwachen Füßen. Wir werden daher im Folgenden in jedem Einzelfall zu prüfen haben, ob die historischen Quellen über die Migration von Großgruppen tatsächlich ohne Weiteres ignoriert werden können.

Diese drei Probleme allein rechtfertigen eine kritische Neubewertung der Migration im 1. Jahrtausend. Es gibt jedoch noch einen vierten und viel allgemeineren Grund, weshalb das Thema einer gründlichen Revision bedarf.

Migration und Entwicklung

Die vergleichende Migrationsforschung hat eine lange Tradition. Wie viele andere Disziplinen ist sie von einfachen zu immer komplexeren und interessanteren Modellen fortgeschritten. Ihr ursprüngliches Interesse galt den wirtschaftlichen Motiven zur Erklärung von Bevölkerungsbewegungen, wobei eine maßgebliche Studie den Nachweis führte, dass die Einwanderung in die Vereinigten Staaten mit Konjunkturzyklen in den USA korrelierte.²⁶ Die Untersuchungen zur Migration im 1. Jahrtausend könnten von dieser sich rasch entwickelnden Disziplin wichtige Anregungen erhalten, beispielsweise durch das Konzept der »Push and Pull«-Faktoren, d.h. der Kräfte, die im positiven wie negativen Sinn einen Migrationsdruck erzeugen. Die vergleichende Migrationsforschung stellte auch klar, wie wichtig exakte Informationen zur Bestimmung von Migrationsströmen sind und dass einer Massenmigration zuweilen die Pionierleistung wegbereitender Individuen (»Kundschafter«) vorausgeht, deren Erfahrungen der Migration Schwungkraft verleihen. Doch im Allgemeinen finden die Studien der vergleichenden Migrationsforschung bei denjenigen, die sich mit der Migration im 1. Jahrtausend beschäftigen, wenig Beachtung.²⁷

Ein merkwürdiges Versäumnis, da die vergleichende Migrationsforschung zahlreiche gut dokumentierte Fallstudien vorgelegt hat, mit denen sich die Befunde aus dem 1. Jahrtausend vergleichen ließen und die die Bandbreite der möglichen Migrationsmodelle über die Grenzen des »wave of advance«- und Elitetransfer-Modells hinaus erweitern könnten. Unter anderem zeigt uns die

jüngere Geschichte wirtschaftlich motivierte Migrantenströme, die unorganisiert in dem Sinne sind, dass alle daran Beteiligten individuelle Entscheidungen treffen. Dennoch können solche Wanderungsbewegungen, insbesondere wenn ein Bevölkerungszuwachs am Zielort damit verbunden ist, selbst Regionen von der Größe der Vereinigten Staaten füllen. Das 20. Jahrhundert hat auch gezeigt, dass politische Konflikte zu den stärksten Auslösern von Migrationen gehören. Dass Einzelne vor gewalttätigen Regimen flüchten, ist ein weit verbreitetes Phänomen; politische Wirren können aber auch viel massivere Migrationsströme auslösen. Neben Ruanda sind zu nennen: die ethnischen Säuberungen im ehemaligen Jugoslawien, die Ausweisung von 88 000 Ausländern innerhalb von nur drei Monaten aus Saudi-Arabien 1973, die 25 Millionen Flüchtlinge in Mittel- und Osteuropa am Ende des Zweiten Weltkriegs, die Flucht und das andauernde Elend der Palästinenser.

Durch die vergleichende Migrationsforschung erweitert sich nicht nur der wissenschaftliche Bezugsrahmen; deutlich wird auch, dass es notwendig ist, die einzelnen Migrationsprozesse des 1. Jahrhunderts detaillierter als bisher zu untersuchen. Durch Fallstudien zur frühen Neuzeit und Moderne konnte nicht nachgewiesen werden, dass eine gesamte Population von Punkt A nach Punkt B gewandert wäre, die Migration war vielmehr auf bestimmte Subgruppen beschränkt. Daraus ergibt sich eine weiterführende Fragestellung: Was veranlasst manche Individuen, zu Hause zu bleiben, wenn sich ihre Mitmenschen, die mehr oder weniger in denselben Verhältnissen leben, auf den Weg machen? Entsprechende Forschungen ergaben interessante Muster: Wirtschaftsmigranten sind zumeist jüngeren Alters, männlichen Geschlechts und besitzen ein höheres Bildungsniveau als der gesellschaftliche Durchschnitt. Auch neigen eher diejenigen zur Migration, die ohnehin bereits mobil sind. Bei genauerer Analyse der holländischen Migranten, die das spätere New York gründeten, stellte sich heraus, dass die Hälfte von ihnen zuvor aus anderen Teilen Europas in die Niederlande emigriert war. Ähnlich verhält es sich mit den »Iren« während der frühen Kolonisierung Nordamerikas. Sie stammten oft aus schottischen Familien, die erst eine Generation zuvor nach Irland ausgewandert waren.²⁸ Migrationsströme über große Entfernungen sind daher von den bekannten Mustern interner Bevölkerungsverschiebungen abzugrenzen. Wer sich zu einer solchen internen Wanderung entschließt, ist mit hoher Wahrscheinlichkeit auch bereit, größere Strecken zurückzulegen.

Selbst innerhalb dieser vielfältigen Muster beruht die Entscheidung zur Migration nicht einfach auf einer rationalen ökonomischen Abwägung. Weitere Faktoren komplizieren den individuellen Entscheidungsprozess. Eine wichtige

Variable ist die Information sowohl über das angestrebte Migrationsziel als auch über die Wege dorthin. Massenhafte Migrationsströme beginnen erst, wenn die Vor- und Nachteile der Route und des potentiellen neuen Zuhauses allgemein bekannt sind. Bis dahin ist die Migration über eng begrenzte Kanäle entsprechend weit verbreitet. Es bedeutet, dass Bevölkerungsgruppen aus einem eng begrenzten Gebiet an einen Zielort wandern, wo sie sich erneut gemeinsam ansiedeln. Natürlich spielen für einen potentiellen Migranten auch die Transportkosten und der psychologische Preis eine Rolle. Auch die Fremdheit eines neuen Ortes und der Verlust der emotionalen Beziehungen zu Familie und Freunden beeinflussen die Entscheidung zum Aufbruch. Daher ist bei allen gut dokumentierten Bevölkerungsverschiebungen ein erheblicher Rückfluss von Migranten zu verzeichnen.²⁹

Auch die politische Situation am Aufbruchs- und/oder Zielort spielt eine wichtige Rolle. Seit den 1970er Jahren haben die westeuropäischen Staaten den Zuzug legaler Arbeitsmigranten aus bestimmten Ländern der Dritten Welt, der seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs allgemein üblich war, mehr oder weniger unterbunden. Dies war eher eine politische als eine wirtschaftliche Entscheidung. Die Nachfrage nach billigen Arbeitskräften war weiterhin groß, doch die Regierungen bemühten sich, die Feindseligkeit mancher Teile der Gesellschaft gegenüber den Migrantengemeinschaften abzubauen. Dieser Migrationsstrom geht weiter, wenngleich in der modifizierten Form der Familienzusammenführung und nicht mehr als Zuzug neuer ausländischer Arbeitskräfte. Dies führte zu einem Wandel in der Zusammensetzung von Geschlechts- und Altersgruppen unter den Migranten. Die Zuwanderung von Ehefrauen und versorgungsbedürftigen älteren Angehörigen der ursprünglichen Migranten hat den Zuzug von jungen Männern abgelöst. Das ist nur ein Beispiel dafür, dass politische Strukturen stets den Rahmen vorgeben, anhand dessen potentielle Migranten ihre Entscheidungen treffen.³⁰

Migrationsstudien weisen auch neue Wege, die Konsequenzen der Migration und deren tatsächliche Bedeutung zu bewerten. Dank der Invasionshypothese wird diese Frage im Hinblick auf das 1. Jahrtausend heute oft mit der Zahl der Migranten verbunden: Haben wir es mit einer »Massenmigration« oder mit einem Phänomen von geringerem Ausmaß zu tun, mit einer Art Elitetransfer? Da die Quellen zum 1. Jahrtausend jedoch keine verlässlichen Zahlen liefern, sofern sie sich überhaupt dazu äußern, überrascht es kaum, dass solche Überlegungen nicht selten in eine Sackgasse führen. Aus diesem Grund greift die vergleichende Migrationsforschung oft auf die relative statt auf die statistische Definition von Massenmigration zurück. Wodurch nun zeichnet

sich eine »Massenmigration« aus? Durch die Ankunft einer Einwanderergruppe, die zehn Prozent der Bevölkerung des Zielorts ausmacht? Oder 20 Prozent? Oder 40? In jedem Fall muss ein Migrationsstrom aus der Perspektive aller Beteiligten betrachtet werden. Theoretisch könnte ein Migrantenstrom nur einen kleinen Prozentsatz der Bevölkerung des Zielorts, aber einen großen Prozentsatz der Bevölkerung des Ausgangsorts ausmachen. Was der Bevölkerung am Zielort wie ein Elitetransfer erscheint, könnte für die Einwanderer selbst eine beträchtliche demographische Verschiebung sein. Um dieses ganze Spektrum zu erfassen und numerische Spitzfindigkeiten zu vermeiden, ist die Migrationsforschung dazu übergegangen, »Massenmigration« als einen Strom von Menschen (wie groß deren Zahl auch sein mag) zu definieren, der am Ausgangs-, am Zielort oder an beiden Orten die räumliche Verteilung der Population verändert bzw. »dem politischen oder sozialen System einen Schock versetzt«.³¹

Das alles bedeutet nicht, dass man Informationen und Erkenntnisse aus moderneren Zeiten automatisch auf das 1. Jahrtausend übertragen kann. Migrationsstudien beschäftigten sich meist mit dem 20. Jahrhundert, mit aktuellen Beispielen oder mit der Besiedlung Nord- und Südamerikas durch die Europäer vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert.³² Es bestehen große strukturelle Unterschiede zwischen diesen Welten und dem Europa des 1. Jahrtausends. Dessen Ökonomie war hauptsächlich agrarisch geprägt und erreichte lediglich Subsistenzniveau. Es gab keine Massenproduktion, so dass sich die Muster aus dem 19. und 20. Jahrhundert, als das industrielle Europa Arbeitsmigranten zuerst aus dem agrarischen Europa und später auch von außerhalb aufnahm, schlichtweg nicht übertragen lassen.³³ Im Europa des 1. Jahrtausends war zudem die Bevölkerung erheblich kleiner als in der Neuzeit, und noch um 1800 beschränkten europäische Staaten die Auswanderung viel stärker als die Einwanderung. Entsprechend geringer ausgeprägt waren auch die staatlichen und bürokratischen Möglichkeiten des 1. Jahrtausends, sofern man überhaupt von Staaten sprechen kann.

Ähnliches gilt für das Transportwesen und die Verfügbarkeit von Informationen. Beides war zwar im 1. Jahrtausend vorhanden, aber die Transportkosten waren im Vergleich zu heute immens. Die vielleicht berühmteste Wirtschaftsstatistik der antiken Welt ist Kaiser Diokletians *Preisedikt* (ca. 300 n. Chr.), aus dem hervorgeht, dass sich die Kosten für eine Fuhre Weizen alle 50 Meilen Wegstrecke verdoppelten. Die mancherorts bis ins späte 19. Jahrhundert hohen Transportkosten waren für Migrationswillige ein großes Problem, das allerdings manchmal durch staatliche Unterstützung behoben wurde.³⁴ In einer

Welt, die weitgehend des Lesens und Schreibens unkundig war, verbreiteten sich Informationen in ganz anderem (d.h. beschränkterem) Umfang und auf völlig andere Weise als in unserer Welt der Massenmedien, was es Migrationswilligen ebenfalls erschwerte, sich Auskunft über mögliche Zielorte zu verschaffen.³⁵

Dennoch kann uns die moderne Welt vor allem über die Ursachen der Migration im 1. Jahrtausend Aufschluss geben. Aus vergleichenden Studien ergeben sich zwei Grundmuster: die eher freiwillige, wirtschaftlich motivierte und die eher unfreiwillige, politisch motivierte Migration. Eine verlässliche Unterscheidung zwischen wirtschaftlicher und politischer Migration lässt sich in der Regel nicht treffen. Politische Gründe können in eine Entscheidung einfließen, die wirtschaftlich motiviert erscheint, wenn etwa die politische Diskriminierung einen für alle gleichen Zugang zu Ressourcen und Arbeitsplätzen verhindert. Dasselbe gilt auch für den umgekehrten Fall: wirtschaftliche Zwänge können genauso hemmend sein wie politische. Ist es ein wirtschaftliches oder ein politisches Problem, wenn man erlebt, wie die eigene Familie verhungert, weil man keine Arbeit findet? Aufgrund dieser Komplexität wird der Entscheidungsprozess eines potentiellen Migranten heute meist nicht mehr mit Push- und Pull-Faktoren beschrieben, sondern in einer Matrix dargestellt, deren eine Achse den Grad des wirtschaftlichen bzw. politischen Zwangs anzeigt, während die andere Achse den Grad der Freiwilligkeit bzw. Unfreiwilligkeit wiedergibt. Zumeist ist die individuelle Motivation eines Migranten eine komplexe Kombination aller vier Elemente.³⁶ Salopp gesagt, könnte man einen potentiellen Migranten als jemanden bezeichnen, der eine Art Investitionsentscheidung trifft. Die Entscheidung zu migrieren impliziert verschiedene Anfangskosten – für den Transport, den Einkommensausfall während der Arbeitssuche, den psychischen Stress infolge des Verlusts von Freunden und Angehörigen –, die gegen mögliche spätere Gewinne am angestrebten Zielort abgewogen werden. Je nach persönlicher Abwägung entscheidet sich das Individuum zu gehen oder zu bleiben oder zeitweilig zu emigrieren mit der Maßgabe, genügend Gewinn zu machen, um ins Heimatland zurückzukehren und dort ein komfortableres Leben als zuvor zu führen – eine weitere wichtige Ursache für die Rückwanderung.

Ökonomische Faktoren zählen nach wie vor zu den fundamentalen Auslösern von Migrationsbewegungen. Ungleichheiten im wirtschaftlichen Entwicklungsniveau zweier Gebiete oder im Zugang zu natürlichen Ressourcen lassen, wie wiederholt nachgewiesen wurde, einen Migrationsstrom zwischen diesen Gebieten wahrscheinlich werden. Das ist eine der elementaren Erkenntnisse

aus den sogenannten Weltsystemtheorien, die sich mit dem Verhältnis zwischen wirtschaftlich höher entwickelten Zentren und geringer entwickelten Peripherien befassen und die Migration als einen Faktor dieses Verhältnisses erkennen.³⁷

Daraus ergeben sich zwei Schlussfolgerungen: Erstens erfordert eine zufriedenstellende Untersuchung der Migration die Kombination aus einer allgemeineren Analyse und aus den Antworten auf folgende Fragen: Wer genau nahm an der Migration teil? Wie und wodurch begann der Migrationsprozess und wie entwickelte er sich?³⁸ Noch wichtiger ist es zweitens, den engen Zusammenhang zwischen Migration und wirtschaftlicher Entwicklung zu berücksichtigen. Infolge der Invasionshypothese wird in Studien zum 1. Jahrtausend zwischen den internen Antriebskräften des sozialen Wandels und den externen Auswirkungen der Migration traditionell eine klare Trennlinie gezogen. Seit den 1960er Jahren wurde zur Erklärung von Veränderungen im archäologischen Fundmaterial die interne Transformation betont und die Migration als Faktor missachtet. Die vergleichende Migrationsforschung dagegen zeigte, dass es eine so klare Abgrenzung gar nicht gibt. Migrationsprozesse werden hauptsächlich vom ungleichen Entwicklungsstand zwischen verschiedenen Regionen hervorgerufen, variieren dementsprechend und sind sowohl Ursache als auch Folge weiteren Wandels. So gesehen sind Migration und interner Wandel keine konkurrierenden Erklärungsmuster mehr, sondern zwei Seiten ein und derselben Medaille.

Die alten Sichtweisen auf das 1. Jahrtausend mündeten in eine Große Erzählung darüber, wie im Lauf von Invasionen und ethnischen Säuberungen aus der antiken, mediterran dominierten Weltordnung ein mehr oder weniger erkennbares Europa hervorging. Neue Erkenntnisse über Gruppenidentität und Migration haben mit den alten Vorstellungen gründlich aufgeräumt, und es ist an der Zeit, sie durch etwas Neues zu ersetzen. Dazu möchte dieses Buch beitragen.